

Nachrichten

DER GIESSENER HOCHSCHUL- GESELLSCHAFT

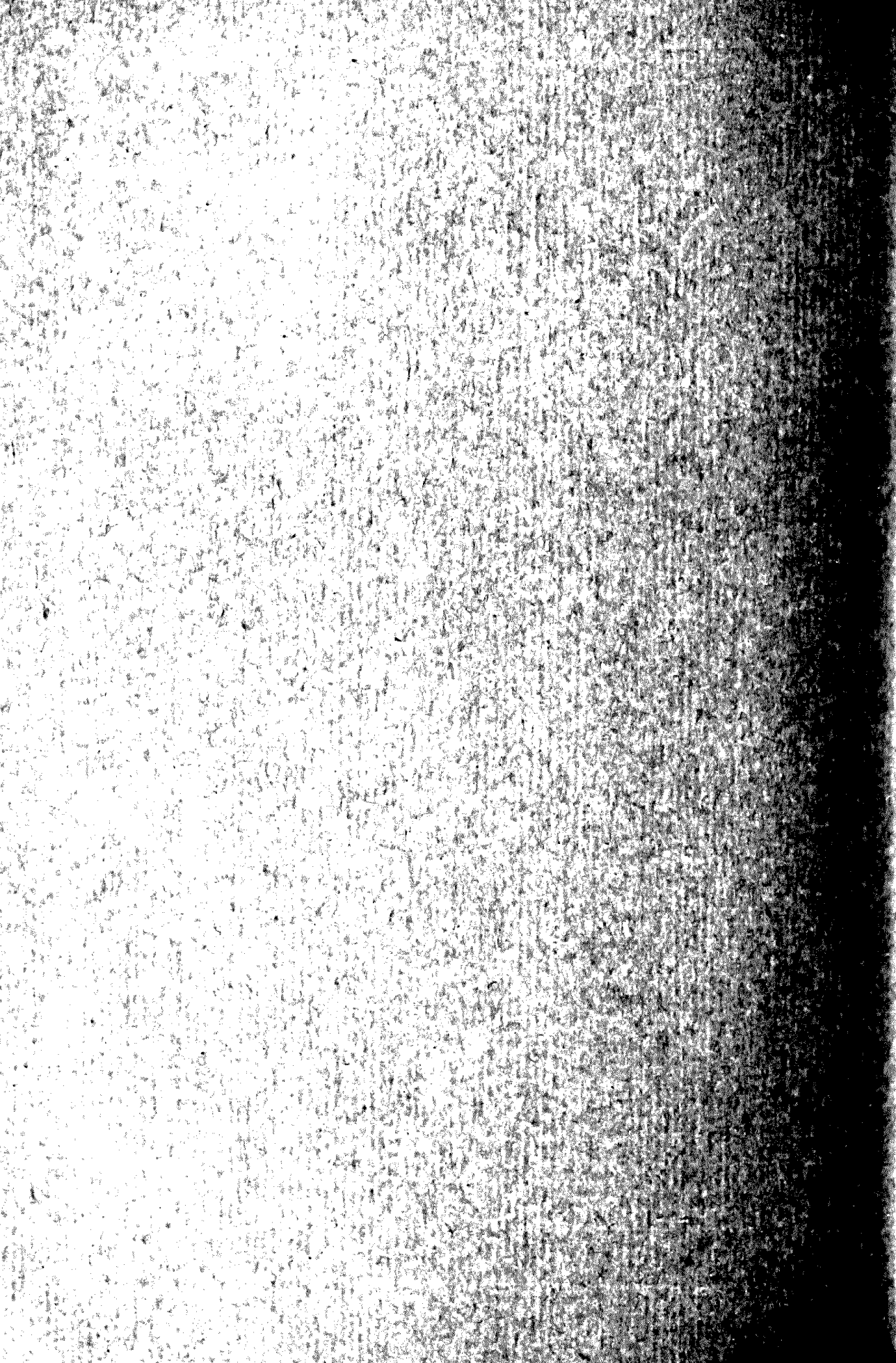
Zehnter Band · Drittes Heft

I N H A L T

Bericht über die Hauptversammlung vom 18. Mai 1935 * Die Organe der Gießener Hochschulgesellschaft 1935 * Neue Fortschritte in der Behandlung innerer Krankheiten · Von Helmut Reinwein * Schicksale eines Gießener Lizentiaten der Theologie · Von Friedrich Engel * Die rechtliche Volkskunde als Lehrfach · Von Karl Frölich * Gießener Promotionen 8. 9 · Von Georg Lehnert * Der Briefwechsel von Leibniz mit Gießener Mathematikern · Von Wilhelm Lorey

1 9 3 5

DRUCK U. VERLAG: BRÜHL'SCHE UNIV.-BUCH-
UND STEINDRUCKEREI · R. LANGE IN GIESSEN



Nachrichten

der

Gießener Hochschulgesellschaft

Zehnter Band

1934/35

Druck und Verlag: Brühl'sche Universitäts-Buch- und
Steindruckerei · N. Lange in Gießen

natürliche

190

Die Naturgeschichte der Pflanzenwelt

von J. G. Reichenow

1877

Verlag von G. Fischer, Jena
Verlag von G. Fischer, Jena

Inhalt

Heft 1.

F. Taeger: Antikes Führertum	3—26
H. Urnz: Dgom und Runen. Mit Tafel	27—40
C. Schliephake: Ein Rechtsstreit in Gießen vor 300 Jahren	41—51
G. Lehnert: Gießener Promotionen 6. 7.	52—57
P. Hoffmann: Ideenmagazin	58—62
H. Sepding: Karl Ebel †	63—69

Heft 2.

Bericht über die Hauptversammlung vom 12. Mai 1934	3—9
Die Organe der Gießener Hochschulgesellschaft 1934	10—11
H. Naumann: Die Glaubwürdigkeit des Tacitus	12—28
E. Rülster: Wie unterscheiden sich Tiere und Pflanzen?	29—36
W. J. Schmidt: Die zoologischen Grundlagen des Medizinstudiums	37—46
W. Lorey: Aus der mathematischen Vergangenheit Gießens	47—75

Heft 3.

Bericht über die Hauptversammlung vom 18. Mai 1935	5—10
Die Organe der Gießener Hochschulgesellschaft 1935	11—12
H. Reinwein: Neue Fortschritte in der Behandlung innerer Krankheiten	13—29
F. Engel: Schicksale eines Gießener Lizentiaten der Theologie	29—30
R. Frölich: Die rechtliche Volkskunde als Lehrfach	31—39
G. Lehnert: Gießener Promotionen 8. 9.	40—51
W. Lorey: Der Briefwechsel von Leibniz mit Gießener Mathematikern	52—80

Die „Nachrichten der Gießener Hochschulgesellschaft“ werden von dem Vorstand der Gesellschaft herausgegeben. Sie erscheinen unter der Leitung von Universitäts-Professor Dr. Alfred Göhe in Gießen, Ludwigstraße 45.

Index

1897

- 1. Robert: Villes, 1897
- 2. Louis: Lyon und Saint-Etienne, 1897
- 3. Schepfer: Die Geschichte der Stadt, 1897
- 4. Lehart: Die Geschichte der Stadt, 1897
- 5. Hoffmann: Die Geschichte der Stadt, 1897
- 6. Schepfer: Die Geschichte der Stadt, 1897

1898

- 1. Robert: Villes, 1898
- 2. Louis: Lyon und Saint-Etienne, 1898
- 3. Schepfer: Die Geschichte der Stadt, 1898
- 4. Lehart: Die Geschichte der Stadt, 1898
- 5. Hoffmann: Die Geschichte der Stadt, 1898
- 6. Schepfer: Die Geschichte der Stadt, 1898

1899

- 1. Robert: Villes, 1899
- 2. Louis: Lyon und Saint-Etienne, 1899
- 3. Schepfer: Die Geschichte der Stadt, 1899
- 4. Lehart: Die Geschichte der Stadt, 1899
- 5. Hoffmann: Die Geschichte der Stadt, 1899
- 6. Schepfer: Die Geschichte der Stadt, 1899

Die Geschichte der Stadt, 1897

Bericht über die Hauptversammlung vom 18. Mai 1935.

Der Vorsitzende des Vorstands, Herr Dr. h. c. Meesmann, eröffnet die Versammlung um 5 Uhr nachmittags in der Kleinen Aula der Universität. Er begrüßt herzlich die erschienenen Mitglieder und besonders Se. Magnifizenz den Rektor der Universität, Herrn Professor Dr. Pfahler, der seit Übernahme seines Amtes gezeigt habe, daß er der Hochschulgesellschaft ein warmes und tatkräftiges Interesse entgegenbringt.

Zu Punkt 1 der Tagesordnung: Erstattung des Jahresberichts führt der Vorsitzende folgendes aus:

Zu Beginn meines Berichts liegt mir die Pflicht ob, des Heimgangs zweier Mitglieder unseres Verwaltungsrats zu gedenken, es sind dies die Herren Professor Dr. Junkers, Dessau, und Bischof Dr. Hugo, Mainz. Die Bedeutung dieser beiden Persönlichkeiten brauche ich Ihnen nicht zu schildern, insbesondere ist der Name Junkers unlösbar verknüpft mit dem Aufschwung des gesamten Flugwesens und mit den ungeheuren Leistungen unseres deutschen Flugzeug- und Luftschiffbaus. Man kann wohl sagen, daß ohne Junkers, ohne seine Erfindungen, ohne seine unermüdliche Tatkraft Deutschland nicht die Stufe der Vollendung auf genannten Gebieten erreicht hätte, die es anerkanntermaßen erreicht hat und die uns nicht nur in bezug auf die weitere Entwicklung unseres Luftverkehrs wesens, sondern auch in bezug auf die Abwehr etwaiger feindlicher Luftangriffe mit vollem Vertrauen erfüllen kann. Seinem warmen Interesse für unsere Hochschulgesellschaft hat Professor Junkers u. a. vor einigen Jahren durch eine namhafte Stiftung Ausdruck gegeben.

Wir werden den verstorbenen Verwaltungsratsmitgliedern stets ein dankbares Andenken bewahren.

(Die Anwesenden erheben sich zum ehrenden Gedächtnis der Verstorbenen von ihren Plätzen.) Ich danke Ihnen.

Aus dem Vorstand ist ferner Herr Professor Dr. Böttcher infolge seiner Berufung als Ordinarius an die Heidelberger Universität ausgeschieden. Herr Professor Böttcher hat sich um die Hochschulgesellschaft namentlich dadurch verdient gemacht, daß er während der Jahre 1926—1934 das Amt eines Schriftführers mit Umsicht und Hingebung ausübte. Ihm dafür auch an dieser Stelle herzlich zu danken ist mir ein aufrichtiges Bedürfnis.

Im vorigen Jahre habe ich die Absicht des Vorstands bekanntgegeben, die Werbung von Mitgliedern in erhöhtem Maße aufzunehmen. Dies ist geschehen und hat auch insofern zu einem gewissen Erfolg geführt, als zum ersten Male wieder eine größere Zahl von Beitritten, im ganzen 34, erfolgt ist. Leider ist aber die Zahl der Verluste erheblich größer gewesen, sie betrug 91, so daß die Gesamtzahl der Mitglieder von 549 auf 492 zurückging.

Der Rückgang ist hauptsächlich auf Todesfälle und Wegzug zurückzuführen, der ungenügende Ersatz durch neue Mitglieder auf wirtschaftliche Verhältnisse. Auch haben einige größere Firmen ihre Beiträge herabgesetzt. Das dürfte sich daraus erklären, daß wenn auch die wirtschaftliche Tätigkeit dank den Maßnahmen unserer Regierung eine starke Belebung erfahren hat, doch das gleiche nicht von den Erträgen gilt und daß im übrigen die öffentlichen Abgaben und Sammlungen sowohl bei den wirtschaftlichen Betrieben wie bei den Einzelpersonen einen breiten Raum einnehmen. Diese Erfahrung wird auch durch die Berichte anderer ähnlicher Gesellschaften wie der unsrigen bestätigt. Wir werden indessen unsere Bemühungen zur Werbung neuer Mitglieder fortsetzen.

Entsprechend der Mitgliederzahl gingen auch die Beiträge zurück, und zwar von 7450 Mk. im Jahre 1933 auf rund 6500 Mk. im Jahre 1934. Zu diesen Einnahmen kamen Zinsen in Höhe von 1332 Mk., so daß die Einnahmen zusammen 7834 Mk. betragen.

Sonderspenden gingen im abgelaufenen Jahr nicht ein.

Von den Ausgaben in der Höhe von 6969 Mk. entfielen auf Bewilligungen an Universitätsinstitute 4718 Mk., die sich wie folgt verteilen:

- R.M. 1000,— an die jurist. Fakultät zur Anschaffung von Literatur,
- „ 1000,— an Professor Dr. Zwick, Reisekostenzuschuß,
- „ 500,— an das kunstwissenschaftliche Institut zur Anschaffung eines Lexikons,
- „ 300,— an Fräulein Dr. Lippert, Druckkostenzuschuß,

- RM. 300,— an das Institut für rechtliche Volkskunde,
 „ 300,— an Prof. Dr. Stinzing zur Instandsetzung von Apparaten,
 „ 250,— an das musikwissenschaftliche Institut zur Ausgestaltung
 von Vorträgen,
 „ 250,— an die Wissenschaftliche Akademikerhilfe für Literatur
 und Karten,
 „ 250,— an die Oberhessische Gesellschaft für Natur- und Heil-
 kunde, Druckkostenzuschuß,
 „ 200,— an Prof. Stoltenberg zur Förderung einer Arbeit über
 Soziologie,
 „ 150,— an das deutsche Seminar zur Anschaffung von Literatur,
 „ 150,— an Dr. Schliebe, Druckkostenzuschuß,
 „ 90,— für den Universitätsführer,
 „ 77,80 an die Universitäts-Bibliothek für 1 Stammbuch und
 1 Zeitungsabonnement.

Für Vorträge und Versammlungen wurden 300,46 RM. ausgegeben. Es wurden 3 Vorträge in Alsfeld gehalten, und zwar von den Herren Professoren Mayer, Rauch und Sessouß, ferner in der Hochschulgesellschaft selbst außer dem Festvortrag von Professor Dr. Naumann, Bonn, ein sehr gut besuchter Vortrag über Atomzertrümmerung von Professor Dr. Behrten mit Experimenten im physikalischen Institut.

Die Nachrichten haben 768,31 RM. erfordert. Um ihre Herausgabe hat sich wiederum Herr Professor Dr. Göke verdient gemacht, dem ich dafür auch an dieser Stelle danke.

An Verwaltungskosten wurden 962,48 RM. ausgegeben. Der Betrag wird sich im laufenden Jahr noch vermindern, kann aber unter eine gewisse Grenze nicht gesenkt werden, wenn die Geschäfte ordnungsgemäß geführt werden. Schließlich ist noch ein Posten von 120 RM. „Verschiedenes“ zu erwähnen.

Im ganzen betragen die Ausgaben hiernach 6969,05 RM. Verglichen mit den Einnahmen ergibt sich ein Überschuß von 862,85 RM.

Das gesamte Vermögen der Gesellschaft ist von 43548,85 RM. Ende 1933 auf 48049,20 RM. gestiegen, was hauptsächlich der Kurssteigerung einer Anzahl von Wertpapieren zu verdanken ist.

Der Vorsitzende fragt, ob zu dem Jahresbericht das Wort gewünscht wird und stellt, da dies nicht der Fall ist, fest, daß derselbe einstimmig genehmigt ist.

Jahresrechnung für das Jahr 1934.

Allgemeines Konto:	
Saldo aus dem Jahre 1933	RM. 1 685,—
Jahresbeiträge: Rückstände aus 1933	" 223,—
1934	" 6 014,50
Zinsen	" 15,55
Rückvergütung für Porto	" 8,—
Saldo aus dem Jahre 1933	RM. 7 946,05
Saldo aus dem Jahre 1934	RM. 7 946,05

Sonder-Konto:	
Saldo aus dem Jahre 1933	RM. 624,60
Zinsen	" 1 316,35
Saldo aus dem Jahre 1933	RM. 1 940,95
Saldo aus dem Jahre 1934	RM. 1 940,95

Gesamtvermögen:

Allgemeines Konto: Bankguthaben	RM. 987,—
Außenstände	" 525,—
Sonder-Konto	RM. 1 512,—
Wertpapiere zum Kurs vom 31. 12. 1934.	" 1 940,95
RM. 4500 Dtsch. Abl.-Anl. m. Ausl.-Recht	RM. 23 456,25
" 1000 6% Preuß. Ldsbft. Pfdbbr.	" 965,—
" 14700 6% Preuß. Hyp. Pfandbr.	" 13 965,—
" 2000 6% Nordd. Grundcred. Pfandbr.	" 1 900,—
" 1000 6% Rheing. Hyp. Pfandbr.	" 950,—
" 3500 6% Rhein. Hyp. Pfandbr.	" 3 360,—
Saldo aus dem Jahre 1933	RM. 44 596,25
Saldo aus dem Jahre 1934	RM. 48 049,20

Bießen, den 26. März 1935.
Begrüßt und richtig befunden:
Meher.

Der Schatzmeister:
geh. Briefbauer.

Zu Punkt 2 der Tagesordnung: Entlastung des Vorstands und des Verwaltungsrats legt der Vorsitzende die Jahresrechnung für 1934 vor, die von dem Rechnungsprüfer, Herrn Baurat Meyer, geprüft und richtig befunden ist. Herr Baurat Meyer bestätigt auch mündlich die Ordnungsmäßigkeit der Bücher und des Rechnungsabchlusses.

Hierauf wird dem Vorstand und dem Verwaltungsrat einstimmig Entlastung erteilt.

Zu Punkt 3 der Tagesordnung: Wahlen teilt der Vorsitzende mit, daß von den durch die Hauptversammlung gewählten Mitgliedern des Vorstands diesmal Herr Fabrikant L. Rinn, Gießen, ausscheide, von den Mitgliedern des Verwaltungsrats aber die folgenden Herren: Fabrikant R. Bänninger, Gießen, Buchdruckereibesitzer S. Enyrim, Worms, Brauereibesitzer W. Denninghoff, Gießen, Prälat D. Dr. Diehl, Darmstadt, Oberbürgermeister i. R. Dr. Ehrhardt, München, Generaldirektor Dr. Gg. Gail, Gießen, Provinzialdirektor i. R. Gebhardt, Darmstadt, Graf Hardenberg, Darmstadt, Kreisdirektor Herberg, Oppenheim, D. Dr. Cornel. Freiherr Heyl zu Herrnsheim, Worms, Dr.-Ing. e. h. Karl Klingspor, Offenbach, Reichsbankdirektor Klipstein, Gießen, Dr. Karl Merck, Darmstadt, Baurat S. Meyer, Gießen, Oberbürgermeister a. D. Müller, Darmstadt, Fabrikant W. Poppe, Gießen, Oberbürgermeister a. D. Rahn, Darmstadt, Justizrat Reh, Darmstadt, Kommerzienrat Heinrich Schirmer, Gießen, Graf Max Solms Rödelheim, Assenheim, Präsident Dr. U. Weber, Darmstadt, Dr. jur. Wilbrand, Darmstadt.

Der Verwaltungsrat schläge die Wiederwahl sämtlicher Herren vor.

Da niemand hierzu das Wort wünscht, auch die Wahl durch Zuruf gebilligt wird, so läßt der Vorsitzende auf diesem Wege abstimmen mit dem Ergebnis, daß sämtliche genannte Herren einstimmig wiedergewählt werden.

Der Vorsitzende schlägt sodann namens des Verwaltungsrats vor, folgende Herren in den Verwaltungsrat neu zu wählen:

Ministerialrat Ringshausen, Darmstadt,

Oberbürgermeister Ritter, Gießen,

Bürgermeister a. D. Weyrauch, Frankfurt a. M., Vorsitzenden der ländlichen Genossenschaftsverbände Rhein, Main, Neckar.

Auch diese Herren werden einstimmig durch Zuruf gewählt.

Se. Magnifizenz Herr Professor Dr. Pfahler nimmt hierauf das Wort und spricht der Gesellschaft und besonders den Vorsitzenden des

Vorstandes und des Verwaltungsrats, Dr. h. c. Meesmann und Fabrikant Pfeiffer, den herzlichen Dank der Universität aus für die wirksame Unterstützung, die sie den Aufgaben der Universität auch im abgelaufenen Jahr wieder geleistet haben.

Der Vorsitzende schließt alsdann die Hauptversammlung um 5.30 Uhr nachmittags.

Anschließend an die Hauptversammlung fand um 5.30 Uhr die

Festsetzung

im großen Hörsaal der Universität unter zahlreicher Beteiligung von Mitgliedern und Gästen statt.

Der Vorsitzende des Vorstands, Herr Dr. h. c. Meesmann, eröffnete die Festsetzung, indem er die zahlreich Erschienenen herzlich willkommen hieß. Er dankte den Damen und Herren, die sich auch heute wieder in den Dienst der guten Sache der Hochschulgesellschaft gestellt hätten, an der Spitze den Herren Professor Dr. Temesvary und Professor Dr. Reinwein, und bat ersteren, das Programm mit dem *Collegium musicum* zu eröffnen.

Professor Dr. Temesvary brachte hierauf mit dem *Collegium musicum* zunächst die „Polonaise“ von Joh. Seb. Bach zu Gehör.

Hierauf hielt Herr Professor Dr. Reinwein, Direktor der medizinischen Klinik in Gießen, den Festvortrag über Neue Fortschritte in der Behandlung innerer Krankheiten, der mit großem Beifall aufgenommen wurde (s. S. 13 ff.).

Der Vortrag von J. S. Bachs „Menuett und Badinerie“ durch das *Collegium musicum* beendete die Feier.

Der Vorsitzende dankte zum Schluß nochmals den Mitwirkenden herzlich für ihre Darbietungen und schloß die Sitzung.

Abends versammelten sich eine größere Zahl von Mitgliedern mit ihren Damen zu einem einfachen Abendessen mit nachfolgendem Tanz in den Räumen des Gesellschaftsvereins.

Die Organe der Gießener Hochschulgesellschaft.

Vorstand:

Meesmann, Dr. h. c., Gießen, Leihgesterner Weg 20, 1. Vorsitzender (1934—1937¹⁾).

Behaghel, Geheimrat Prof. Dr., Gießen, Hofmannstraße 10, stellvertretender Vorsitzender.

Griebbauer, Bankdirektor, Gießen, Johannesstraße 17, Schatzmeister.

Bethke, General a. D., Dr., Gießen, Bismarckstraße 46 (1935—1938).

Bürker, Prof. Dr., Gießen, Friedrichstraße 17.

Eger, Prof. Dr., Gießen, Wilhelmstraße 22 (1935—1938).

Göze, Prof. Dr., Gießen, Ludwigstraße 45.

Gorschlüter, Direktor, Wezlar (1933—1936).

Lange, R., Buchdruckereibesitzer, Gießen, Nahrungsberg 8 (1935 bis 1938).

Leis, Dr. h. c., Fabrikant, Wezlar (1933—1936).

Neuenhagen, Landgerichtspräsident i. R., Gießen, Wernerwall 7 (1933—1936).

Rinn, L., Fabrikant, Gießen, Wilhelmstraße 16 (1935—1938).

Sessous, Prof. Dr., Gießen, Hindenburgwall 9 (1934—1937).

Weis, Prof. Dr., Gießen, Rodhohl 3.

Verwaltungsrat:

Pfeiffer, A., Fabrikant, Wezlar, 1. Vorsitzender (1933—1936).

Krüger, Geh. Kirchenrat, Prof. Dr., stellvertretender Vorsitzender.

Bänninger, R., Fabrikant, Gießen, Friedrichstraße 33 (1935—1938).

Bierwes, Generaldirektor, Düsseldorf (1933—1936).

Brüning, A., Prof. Dr., Gießen, Röntgenstraße 6.

Enyrim, S., Buchdruckereibesitzer, Worms (1935—1938).

¹⁾ Die in Klammern beigefügten Jahreszahlen geben die Amtsdauer an; soweit solche fehlen, handelt es sich um Mitglieder, die von der Universität entsendet sind.

- Denninghoff, W., Brauereibesitzer, Gießen, Horst-Wessel-Wall 30 (1935—1938).
- Diehl, D. Dr., Prälat, Darmstadt (1935—1938).
- Ehrhardt, Dr., Oberbürgermeister i. R., München (1935—1938).
- Gail, Gg., Dr., Generaldirektor, Gießen, Bahnhofstraße 71 (1935 bis 1938).
- Gastell, D., Dipl.-Ing., Dr., Mainz (1933—1936).
- Gebhardt, Provinzialdirektor i. R., Darmstadt (1935—1938).
- Gardenberg, Graf, Darmstadt (1935—1938).
- Herberg, Kreisdirektor i. R., Mainz (1935—1938).
- Herzog, Rud., Prof. Dr., Gießen, Goethestraße 30.
- Heyl zu Herrnsheim, D. Dr., Freiherr Cornelius, Worms (1935 bis 1938).
- Jungk, Dr., Landgerichtspräsident i. R., Mainz (1933—1936).
- Kippenberger, D., Bergassessor, Gießen, Bergstraße 5 (1934—1937).
- Klingspor, Karl, Dr. ing. e. h., Fabrikbesitzer, Offenbach a. M. (1935 bis 1938).
- Klipstein, F., Reichsbankdirektor i. R., Gießen, Alicestraße 43 (1935 bis 1938).
- Martin, P., Geh. Medizinalrat Professor Dr., Gießen, Keplerstraße 5.
- Merck, R., Dr., Darmstadt (1935—1938).
- Meyer, H., Baurat, Gießen, Alicestraße 27 (1935—1938).
- von Mosch, Dr., Achim G., Böklingen (1933—1936).
- Müller, Oberbürgermeister a. D., Darmstadt (1935—1938).
- Poppe, W., Fabrikant, Gießen, Friedrichstraße 31 (1935—1938).
- Rahn, Oberbürgermeister a. D., Darmstadt (1935—1938).
- Rauch, Chr., Prof. Dr., Gießen, Am Nahrungsberg 2.
- Reh, Justizrat, Darmstadt (1935—1938).
- Ringshausen, Ministerialrat, Darmstadt (1935—1938).
- Ritter, Oberbürgermeister, Gießen (1935—1938).
- Schirmer, Sch., Kommerzienrat, Gießen, Marburger Straße 4 (1935 bis 1938).
- Schuchardt, Gg., Fabrikant, Gießen, Wolkengasse 10 (1934—1937).
- Solms-Rödelheim, Graf Max, Affenheim (1935—1938).
- Sommer, R., Geh. Medizinalrat Prof. Dr., Gießen, Am Steg 12.
- Vogel, W., Dekan, Bruchengraben (1933—1936).
- Weber, Dr., A., Präsident, Darmstadt (1935—1938).
- Weyrauch, Bürgermeister a. D., Frankfurt a. M. (1935—1938).
- Willbrand, Dr. jur., Darmstadt (1935—1938).

Neue Fortschritte in der Behandlung innerer Krankheiten.

Vortrag, gehalten in der Festigung der Gießener Hochschulgesellschaft
am 18. Mai 1935

von Helmut Reinwein.

Helfen und heilen, vorbeugen und gesund erhalten ist der Inhalt und der Zweck unseres ärztlichen Berufs. Es sind dies zugleich die Pflichten, die uns durch unsern Beruf gegenüber allen Volksgenossen, ganz abgesehen davon, ob sie gesund oder krank sind, aufgelegt werden.

Wenn man über Fortschritte in der Behandlung innerer Krankheiten spricht, so ist es unvermeidlich, daß man auch auf die Fortschritte der Krankheitserkennung hin und wieder eingeht. Richtiges Erkennen ist immer die wichtigste Voraussetzung für eine entsprechende Behandlung, wenn man auch zugeben muß, daß wir auch heute noch in manchen Fällen gezwungen sind, eine Behandlung einzuleiten, ohne daß wir über die Art der Erkrankung volle Klarheit haben.

Als wichtigsten Fortschritt möchte ich voranstellen, daß es gerade in den letzten Jahrzehnten immer klarer geworden ist, daß man nicht die Krankheit an sich behandelt, sondern den Kranken. Gewiß haben viele Krankheiten kennzeichnende Einzelzüge, aus denen man die Diagnose stellt, und es gibt für die Behandlung bekannter Krankheitsbilder auch ganz bestimmte Richtlinien. Die Schilderung, die der Kranke uns gibt, die Art, wie er seine Krankheit fühlt und erlebt, ist aber nicht nur durch den besonderen Sitz und die der Krankheit eigentümlichen Veränderungen bedingt, sondern sie hängt in sehr hohem Maß von der Persönlichkeit des Kranken ab. Die Persönlichkeit des Kranken wird bestimmt durch angeborene Grundeigenschaften, durch die Wirkung seiner Umgebung auf ihn oder besser gesagt seines Lebens auf ihn in körperlicher und geistiger Beziehung, nicht nur durch die Gegenwart, sondern auch durch die Vergangenheit. Gerade das Krankheitsgeschehen enthüllt uns von den früheren Zeiten manches, von dem der Kranke selbst nichts zu

wissen scheint. Der Arzt, zu dem der Kranke geht, ist aber auch wieder eine Person, nicht nur bei der Untersuchung und bei der Diagnosenstellung: ganz besonders in der Art und im Lauf der Behandlung wirken Verstand und Gefühl des Arztes. Gedachtes und Erlebtes führen zu einer Kombination, wobei gerade das einzelne in allen möglichen Richtungen stets abgewandelt werden muß. Genau so wenig, wie es richtig und möglich ist, den Kranken zu sehen, losgelöst (wenn man es so ausdrücken will) von Raum und Zeit, genau so wenig kann man das vom Arzt verlangen. Nicht nur der Arzt wirkt auf den Kranken, auch jeder einzelne Kranke hinterläßt bei seinem Arzt eine mehr oder minder starke Nachwirkung. Über diese Auswirkung macht sich der Kranke oft zum eignen Schaden oder zu dem anderer Kranken zu wenig Gedanken. Der Kranke sucht Hilfe in körperlicher und seelischer Beziehung. Er bedarf einer Führung, muß sich aber auch bei der Behandlung von sich aus beteiligen. Es muß also zwischen Arzt und Kranken eine wirkliche Harmonie, eine Arbeitsgemeinschaft bestehen. Die Arbeit legt sowohl dem Arzt wie dem Kranken schwere Aufgaben auf. Gerade wegen der Vielseitigkeit der Vorgänge, die ich nur kurz andeuten konnte, kann man eine Behandlungsweise viel weniger gut lehren als z. B. die Erkennung von Krankheiten, bei der es viel mehr Gesetzmäßigkeiten gibt. Das Beste wird auch hier nicht klar durch Worte. Es bedeutet ein gefährliches Mißverständnis, wenn man die Intuition bei der Behandlung zu sehr betont. Was sehr oft als Intuition hervortritt, ist schließlich doch das Ergebnis einer sehr großen Erfahrung, einer schnellen Assoziation von mehr oder minder bewußten Erinnerungen. Das ärztliche Denken auch im Verlauf der Behandlung erfordert immer wieder harte, sehr oft stark ermüdende systematische Arbeit an sich und dem Kranken.

Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, ausgehend eigentlich von den großen Arbeiten von Claude Bernard, hat man zunehmend erkannt, daß den Drüsen mit innerer Sekretion eine ganz besondere Wirkung auf das körperliche und seelische Geschehen zukommt. 1840 beschrieb Basedow ein Krankheitsbild, das durch starke Abmagerung, allgemeine Übererregbarkeit und in den typischen Krankheitsbildern vor allem durch ein Hervortreten der Augen gekennzeichnet ist. Basedow führte diese Erscheinungen auf eine Überfunktion der Schilddrüse zurück. Die Funktion der Schilddrüse ist in hohem Maße von allen möglichen äußeren Einwirkungen abhängig. Wir wissen, daß eine periodische Schwankung der Schilddrüsentätigkeit über das ganze Leben sich er-

streckt, und daß äußere Einwirkungen, z. B. schwere seelische Konflikte, auch die harmonische Arbeit der Drüse so stören können, daß sich unter unseren Augen eine Krankheit entwickelt. Nicht die Größe der Drüse sagt uns in jedem Fall etwas über deren Arbeit aus. Nachdem man erkannt hatte, daß die Basedowsche Erkrankung auf einer Überfunktion der Schilddrüse beruht, versuchte man zuerst diese Mehrarbeit durch diätetische Maßnahmen, durch Ruhe und durch Mittel zu beeinflussen. Da in den ausgesprochenen Krankheitszuständen diese Behandlung sehr oft nicht den gewünschten Erfolg brachte, ging man dazu über, die Schilddrüse durch Operation zu verkleinern oder zu entfernen. Mancher Erfolg wurde gleich im Anfang dieser neuen Behandlungsrichtung erzielt, und diese Erfolge sprachen eindeutig dafür, daß die Anschauungen über Funktionsstörungen der Schilddrüse durchaus zu recht bestanden. Gleich im Anfang erlebte man es aber auch, daß durch den Eingriff Änderungen auftraten, die man nicht erwartet hatte, und die man in keiner Beziehung wünschte. Viele, die vordem als Basedowfranke überaus lebhaft waren, ein sprühendes Temperament besaßen und die wegen ihrer starken Übererregbarkeit stark abgemagert waren, wurden nach dem Eingriff unförmig, dick, bekamen einer derbe Haut, und nichts mehr erinnerte in ihrem Temperament an den früheren Menschen. Sie besaßen keine Aktivität mehr, hockten stumpfsinnig in der Ecke und erinnerten in ihrem Verhalten an die Kretins, die man aus den Gegenden, wo es viel Kropfkranke gibt, schon lange kannte. Durch histologische Untersuchungen, vor allem aber durch Tierversuche, konnte der Beweis geführt werden, daß durch eine zu große Operation die Überfunktion der Schilddrüse plötzlich in eine Unterfunktion umschlägt, und daß sich dann das Krankheitsbild als Myrödem in mehr oder minder ausgesprochenem Maß einstellen kann. Durch diese beiden ganz entgegengesetzten Krankheitsbilder war der Forschung ein neuer Weg gezeigt. Ein Weg, der nicht nur fruchtbringend war für Erkenntnis und Behandlung der Schilddrüsenstörung, sondern ganz allgemein für alle Drüsen mit innerer Sekretion. Es erhob sich sofort die Frage: was ist es in der Schilddrüse, das imstande ist, den ganzen Körper, den ganzen Menschen so umzustellen? Diese Untersuchungen sind auch jetzt nach fast hundert Jahren noch nicht abgeschlossen. Das nächstliegende war, daß man versuchte, durch Verfütterung von Schilddrüsen auf Unterfunktionszustände einzuwirken. Bald wurde von allen Seiten über ganz eindeutige Erfolge berichtet. Wenn man so will, war jetzt die Medizin zu einer ganz alten, in früheren Jahren so oft belächelten

Behandlungsweise zurückgekehrt, durch Verabreichung von körpereigenen Substanzen das Körpergeschehen zu verändern. Allerseits setzten nun, nachdem die physiologische Chemie als wissenschaftliche Richtung hervortrat, die Versuche ein, aus diesen Drüsen die wirksamen Substanzen zu finden. Daß die Chemie sich in der ersten Zeit dieser neuen Forschungsrichtung nicht sehr annahm, erklärt sich einfach daraus, daß zu jener Zeit gerade an die Chemie große Ansprüche auf ganz anderen Gebieten gestellt wurden. Es war ja die große Zeit, wo es gelang, alle möglichen Heilmittel, besonders solche, die gegen das Fieber gerichtet waren, zu synthetisieren. Es war jene Zeit, wo der Traum in Erfüllung zu gehen schien, durch chemische Substanzen, die der Menschegeist erfand, den Körper von eingedrungenen Erregern und Giften zu reinigen. Dem Deutschen Baumann gelang als erstem der Nachweis, daß in der Schilddrüse das Jod in verhältnismäßig großer Menge vorkommt. Er konnte auch schon den Beweis liefern, daß das Jod in der Schilddrüse mit Eiweißsubstanzen auftritt. Jahrzehnte blieb man auf dieser Stufe stehen. 1918 gelang es dann dem Amerikaner Kendall, aus Schilddrüsen eine kristallinische Substanz, das Thyroxin, zu finden, das Jod enthält und das in hohem Maße in der Lage ist, die Wirkung der getrockneten Schilddrüsenpräparate zu ersetzen. An Stelle der Schilddrüsen konnte die reine Substanz treten, und es gelang, mit Thyroxin die Unterfunktionszustände der Schilddrüse wirksam zu bekämpfen. An dem Thyroxin erkannte man aber bald, daß auch körpereigene Substanzen, falsch verabreicht, zu gefährlichen Giften werden können. Durch entsprechende Behandlung ist es möglich, eine wirksame Substitutionstherapie durchzuführen.

In der Behandlung der Schilddrüsenhyperfunktion waren es eigentlich mehr rein ärztliche Betrachtungen, die zu einer Veränderung der Behandlung führten. Schon vor der Herstellung des Thyroxins hatte Meißner in Stettin angegeben, daß es möglich sei, durch Verabreichung von Jod in kleinen Mengen die gesteigerte Tätigkeit der Schilddrüse zu hemmen. Seine ganz richtigen Beobachtungen und Erfahrungen fanden aber nicht die Anerkennung, die ihnen gebührte, weil sich bei der Nachprüfung ergab, daß die Wirkung des Jods ganz verschieden ist, wo man es gibt. Es bestehen ausgesprochene landschaftliche Unterschiede, und so wurde diese Behandlung fast vergessen. Im Anfang der operativen Behandlung war man vielleicht zu enthusiastisch. In den späteren Jahren ergab sich, daß der Eingriff viel gefährlicher war, als man ursprünglich annahm. Man versuchte daher nach dem Krieg an

Stelle der Operation die Wirkung der Röntgenstrahlung zu sehen. Wirksame Erfolge wurden auch mit dieser neuen Behandlung erzielt. Aber leider kommt der Erfolg lange nicht so schnell, wie es oft nötig ist. Die Bestrahlungswirkung zeigt wiederum starke Abhängigkeit von geographischen oder besser gesagt geologischen Einflüssen. Im Anfang dieser Behandlungsversuche war die Therapie dadurch sehr erschwert, daß man keine objektiven Unterlagen besaß, nach denen man die Behandlung abstimmen konnte. Wohl wußte man schon lange, daß beim Basedowkranken eine Steigerung des Grundumsatzes und beim Myxödem eine Senkung besteht, und daß es möglich ist, den Grundumsatz ganz einfach dadurch zu bestimmen, daß man die Sauerstoffaufnahme oder die Kohlensäureabgabe mißt. Kurz nach dem Krieg nahm Plummer in Amerika die alte Behandlungsweise Neißers wieder auf. Er versuchte Jod in großen und kleinen Mengen. In vielen Fällen war der Erfolg überraschend gut. Sehr häufig zeigte sich aber, daß der Erfolg bei längerer Verabreichung des Jods wieder schwand, und daß dann auch durch Steigerung der Jodgaben der erste Erfolg nicht mehr zu erreichen ist. Plummer ließ sich durch diese widersprechenden Erfahrungen nicht entmutigen. In einem Maßstab, wie es nur in Amerika möglich ist, versuchte er aus großen Beobachtungsreihen und vor allem durch Vertiefung der Beobachtung durch regelmäßige Kontrolle des Gaswechsels Gesetzmäßigkeiten zu erkennen. Bald sah er, daß der Erfolg der Jodbehandlung sich objektiv gerade durch die Stoffwechseluntersuchung erkennen läßt. Dadurch wurde eine Grundlage für eine wirkliche quantitative Behandlung und Beobachtung gegeben. Das große Verdienst Plummers besteht darin, daß er nicht nur diese quantitativen Unterlagen erkannte, sondern daß er sich entschloß, in dem Augenblick operieren zu lassen, wo durch die kleinste Jodmenge eine Besserung erzielt war. Dieser Weg hat sich bei Nachprüfung in den verschiedensten Ländern als sehr wertvoll gezeigt. Mit einem Schlage gelang es, durch entsprechende Jodbehandlung die Sterblichkeit herabzusetzen. Ja, man ist seither imstande, den Eingriff auch in solchen Fällen vorzuschlagen, wo man ihn noch vor zwanzig Jahren nie für möglich gehalten hätte. Die quantitative Beobachtung zeigte aber auch ganz eindeutig, daß nicht die Jodbehandlung allein ausreicht. Man muß entsprechend der Steigerung des Stoffwechsels die Kranken auch entsprechend ernähren, vor allem in kalorischer Beziehung, d. h. also ihnen Nährwerte geben, die entsprechende Energie und Wärme bilden. Man muß versuchen, durch beruhigende Mittel, nicht zuletzt durch ärztliche, mehr

oder minder rein menschliche Einwirkung die allgemeine Übererregbarkeit des Kranken zu beeinflussen. Die quantitative Betrachtung ergab auch wiederum eine Bestätigung dafür, daß das Jod durchaus kein harmloses Mittel ist. Durch unzweckmäßige Verabreichung kann man es erleben, daß eine wenig arbeitende Schilddrüse plötzlich in einen Überfunktionszustand gerät. Gerade in Gegenden, wo die Schilddrüsenvergrößerung nicht endemisch vorkommt, ist das Jod besonders gefährlich. Es kann nicht genug vor der wahllosen Anwendung dieses an sich so bedeutsamen Heilmittels gewarnt werden. Nach der Entdeckung des Thyrogins dachte man zunächst, die Frage der wirksamen Substanz sei gelöst. In den letzten Jahren hat man aber zunehmend erkannt, daß es wahrscheinlich in der Schilddrüse noch andere wirksame Bestandteile, vielleicht Vorstufen des Thyrogins, gibt. Man hat versucht, diese möglichen Bestandteile zu synthetisieren und mit ihnen dem Krankheitsgeschehen bei Über- und Unterfunktion entgegenzutreten. Man hat erkannt, daß im Blut Veränderungen auftreten, und daß das Blut als solches Heilwirkungen bei andern Kranken hat. Sie sehen also, daß es viele Wege gibt, die zum Ziel führen. Die Wege werden bestimmt durch klare Überlegung dessen, was man erreichen muß und kann, und vor allem auch dadurch, daß man sich klar wird, wie weit man den Kranken in dieser oder jener Hinsicht gefährdet. Ich sprach bisher nur von Behandlungsmethoden, die mehr oder minder das einzelne Individuum betreffen. Erfahrungen haben uns gezeigt, daß wir vielleicht auch vorbeugend für breitere Volksmassen wirken können, wenn es uns gelingt, den endemischen Kretinismus zu verhüten. Sie haben gewiß schon davon gehört, daß man in der Schweiz in einzelnen Kantonen nach Abstimmung sich entschlossen hat, Bollsalz an die Bevölkerung zu geben. In diesem Bollsalz ist eine bestimmte Menge Jod enthalten, und man erhofft sich nun, daß Kropfkranke keine Kinder, die Kretins sind, bekommen, und daß schon kropfkranke Kinder vor diesem Ausgang bewahrt bleiben. Auch bei uns in Deutschland hat man dieser vorbeugenden Behandlung große Aufmerksamkeit zugewandt. Die Erfahrungen sind aber bisher zu kurzfristig, als daß es möglich wäre, ein abschließendes Urteil zu bilden.

Wie ich Ihnen schon sagte, stellte sich bei den ersten Schilddrüsenoperationen heraus, daß durch zu weitgehende Eingriffe die Ausfallserscheinungen so stark werden können, daß sich das Krankheitsbild des Myxödems entwickelt. Diesen Postoperationszustand beobachtete man vor allem in der Schweiz, wo die Berner Schule maßgebend für die

Schilddrüsenoperation war. Aus Wien, wo seinerzeit andere große Chirurgen tätig waren, kam die Mitteilung, daß nach Schilddrüsenoperationen eigenartige Krämpfe beobachtet wurden. Die Krämpfe konnten plötzlich zum Tode führen, oder sie traten in bestimmten Zeitabschnitten immer wieder hervor. Diese Krämpfe und andere Veränderungen des Körpers kannte man in Wien von eigenartigen Krankheitsvorgängen an Jugendlichen her. Vor allem waren sie bei Schusterlehrlingen im Frühjahr und Herbst seit langem bekannt. Man hatte aus dem zeitlichen Auftreten auf bestimmte Witterungseinflüsse geschlossen. Jahre vergingen, bis man über die Ursache dieser Krämpfe nach der Schilddrüsenoperation Klarheit bekam. Es war das große Verdienst der Physiologen, daß sie den Nachweis führten, daß sich neben der Schilddrüse noch ganz kleine Drüsen finden, die man seither als Nebenschilddrüsen bezeichnet. Wurden diese allein bei Hunden oder anderen Tieren entfernt, so ergab sich dasselbe Krankheitsbild, wie man es in Wien nach den Kropfoperationen oder auch sporadisch gesehen hatte. Untersuchungen zeigten, daß bei diesem Ausfall eigenartige Störungen des Kalziumhaushalts im Organismus eintreten, und daß es gelingt, die Anfälle durch Verabreichung von Kalkpräparaten zu unterdrücken. Verhältnismäßig wenige Forscher bemühten sich, die Nebenschilddrüsen auf die wirksamen Substanzen zu untersuchen. Fütterungsversuchen stand von vornherein die Schwierigkeit entgegen, diese kleinen Drüsen in ausreichender Menge zu beschaffen. Man wollte es daher nicht recht glauben, als von Collip, dem verdienten amerikanischen Hormonforscher, 1925 mitgeteilt wurde, daß es ihm gelungen sei, das wirksame Hormon aus diesen kleinen Gebilden darzustellen. Collips Angaben, vor allem aber die vielerseits erfolgten Nachprüfungen ergaben einwandfrei, daß es tatsächlich gelingt, mit diesem Hormon die Ausfallerscheinungen zu beseitigen, wenn man das Hormon als Substitutionstherapie anwendet. Collips größtes Verdienst besteht aber nicht in der Auffindung dieser Substanz, sondern darin, daß er auch gleich Untersuchungen darüber anstellte, welche Veränderungen zustande kommen, wenn zuviel von diesem Hormon gegeben wird. Sie werden auch später immer wieder hören, daß (wie bei der Schilddrüse das Thyroxin und das Nebenschilddrüsenhormon) auch andere körpereigene und lebenswichtige Substanzen imstande sind, schwere Krankheitsbilder zu erzeugen, wenn die Hormone unvorsichtig oder in zu großer Gabe verabreicht werden. Wenn man das Nebenschilddrüsenhormon ausgewachsenen Tieren verabreicht, so treten an allen Knochen, meist an um-

schriebenen Stellen, eigenartige Veränderungen auf. Man hat den Eindruck, als trete an diesen Stellen Kalk aus; die Stellen brechen von selbst, ohne daß äußere Veranlassungen für den Bruch gegeben wären. Ähnliche Krankheitsbilder kennt man nun schon seit Jahren am Menschen. Bis zu den Untersuchungen von Collip gab es für diese Krankheit keine Erklärung. Eine wirksame Behandlung war nicht bekannt. Diese Krankheit trägt den Namen der *Ostitis fibrosa cystica*. Man achtete nun bei diesen Kranken darauf, ob irgendein Anhalt gegeben war, daß die Nebenschilddrüse zu stark arbeitete. Mit der rein äußerlichen Betrachtung und Betastung des Halses kam man nicht weiter. Man schritt zur Untersuchung der Kalkbilanz und stellte fest, daß genau so wie bei langdauernder Verfütterung des Nebenschilddrüsenhormons zu viel Kalk im Blut transportiert wird. Schweden und Holländer unternahmen es, bei solchen Kranken die Nebenschilddrüsen freizulegen und sie zu entfernen. In vielen Fällen konnte der histologische Nachweis geliefert werden, daß tatsächlich die Nebenschilddrüsen eine Überfunktionsstörung zeigten. Der größte Fortschritt war für die Therapie erzielt. Die Kalkbilanz ging nach den Operationen auf normales Verhalten zurück, die Spontanbrüche wurden vermieden. Bisher stand der eigentlichen Behandlung der Tetanie, dem Unterfunktionszustand der Nebenschilddrüse, entgegen, daß das Collipsche Hormon einmal viel zu teuer war, und daß es unmöglich schien, es in den erforderlichen Mengen, wie es überall gebraucht wurde, schnell genug herzustellen. Seit einigen Jahren haben wir nun ein gleich gut wirkendes Mittel in dem U. T. 10 von Holz. Wie es gewonnen wird und woher es stammt, ist bisher nicht bekannt. Allem Anschein nach hat dieses Präparat sehr enge Beziehungen zu den Vitaminen, lebenswichtigen Substanzen, die in den meisten Fällen im Gegensatz zu den Hormonen nicht vom menschlichen Körper gebildet werden können, diesem aber durch die normale Ernährung in ausreichender Menge zugeführt werden. Vitamine und Drüsen innerer Sekretion zeigen, wie ich Ihnen später darstellen werde, auch noch andere Beziehungen. Zeitlich hat das Suchen nach Hormonen und Vitaminen zur gleichen Zeit eingesetzt.

Zur Zeit, als Basedow die nach ihm benannte Krankheit beschrieb, herrschte Streit darüber, wie diese Überfunktion der Schilddrüse ausgelöst wurde. Vor allem die Franzosen behaupteten immer wieder, daß nervöse Störungen eine große Rolle dabei spielten. Die Erfahrungen und Behandlungsweisen der Schilddrüsenerkrankungen, über die ich kurz berichtete, sprachen mehr dafür, daß der eigentliche Sitz der

Erkrankung in die Schilddrüse selbst zu verlegen sei. So waren die allgemeinen Anschauungen bis zu der großen Epidemie der Schlafkrankheit, die gegen Ende des Krieges Europa und auch unser Vaterland heimsuchte. Im Spätstadium dieser schweren Hirnerkrankung traten Bilder auf, die durchaus denen entsprachen, die man von früher her bei primärer Schilddrüsenkrankung kannte. Wie sollte man sich dieses erklären! Man neigte dazu, die Störung vor allem in die Teile des Gehirns zu verlegen, die die sogenannten Stoffwechselfentren enthalten. Ganz in der Nähe dieses Hirnteils sitzt eine kleine Drüse, die so klein ist, daß man sich kaum vorstellen kann, daß sie für den Körper eine große Bedeutung besitzt. Es ist die Hirnanhangsdrüse. Die Erforschung ihrer Funktion hat uns gerade in den letzten Jahren viele neue Wege erschlossen. Der erste Hinweis auf die Bedeutung der Hirnanhangsdrüse ergab sich aus den Beobachtungen von Pière Marie. Er konnte 1886 nachweisen, daß eine eigenartige Umgestaltung des Körpers, bei der auch noch nach Abschluß des Wachstums die Endglieder beginnen zu wachsen, durch eine Vergrößerung der Hirnanhangsdrüse bedingt ist. Es kommt zu einem Wachstum nicht nur der Knochen, sondern auch der inneren Organe. Nach dem besonders starken Hervortreten des Wachstums der Spitzen hat die Krankheit den Namen Akromegalie erhalten. Beginnt die Drüse im jugendlichen Alter stärker zu arbeiten, so kommt es zu einem Riesenwuchs, Gigantismus. Nachdem man die Ursache der Erkrankung in einer umschriebenen Geschwulstbildung des Vorderlappens der Hirnanhangsdrüse erkannt hatte, war der vorläufige Weg der Behandlung gezeigt. Wie bei den Überfunktionszuständen der Schilddrüse kann man eine Bestrahlung durchführen oder versuchen, durch eine Operation die Drüse zu verkleinern. Es waren die ersten Hirngeschwülste, die man derart operativ anging. Die Operationstechnik ist durch die Erfahrungen dieser Behandlung weitgehend ausgebildet worden. Wenn es uns heute gelingt, Hirngeschwülste an allen möglichen Stellen des Gehirns zu fassen und zu beseitigen, so ist das nur möglich, weil durch die Behandlung der Akromegalie unser Wissen und unsere Verfahren in vielen Beziehungen ausgebaut werden konnten. Die Geschwülste der Hirnanhangsdrüse lassen besonders klar erkennen, daß eine wirksame Behandlung in den meisten Fällen nur dann möglich ist, wenn das Leiden rechtzeitig erkannt wird und noch keine anderweitigen Schädigungen des Gehirns eingetreten sind. Diagnose und Therapie gehören auf das allerengste zusammen, und ein wesentlicher Fortschritt ist bei den Hirntumoren nur dadurch erzielt worden, daß die Früh-

erkennung der Hirngeschwülste auch dem praktischen Arzt vermittelt werden kann. Wenn wir von amerikanischen Ärzten hören, daß es ihnen gelungen ist, in 80 und mehr Prozent der Fälle die Hirngeschwülste zu beseitigen, so ist das vor allem dadurch bedingt, daß diese Kranken viel eher zum Facharzt gehen, als es bei uns noch der Fall ist.

Bei der Schilderung der Schilddrüsenkrankung hatten Sie schon gehört, daß man zwischen Über- und Unterfunktionszustand unterscheidet. Nachdem von Pière Marie die Akromegalie als Überfunktionszustand der Hypophyse klar dargelegt war, konnte man annehmen, daß es auch Krankheitszustände geben müsse, die mit einer Unterfunktion der Hirnanhangsdrüse zusammenhängen. 1914 konnte Simonds den Nachweis führen, daß diese Unterfunktion ein ganz eigenartiges Krankheitsbild erzeugt. Es handelt sich zumeist um Jugendliche, Frauen scheinen besonders bevorzugt. Ohne erkennbare Ursache beginnen sie stark abzumagern. Sie bekommen eine welke Haut, mit 20 Jahren sehen sie aus wie Menschen von 70. Durch nichts, auch nicht durch Überernährungsversuche, gelingt es, diesen dauernden Verfall aufzuhalten. Sehr häufig beobachtet man auch schwere seelische Veränderungen. An mehreren Kranken von Simonds, die über Jahrzehnte beobachtet waren, konnte nach dem Tod der Nachweis geführt werden, daß der vordere Teil der Hirnanhangsdrüse verkleinert war. Von diesem Augenblick an versuchte man durch Verabreichung der Hirnanhangsdrüse oder durch Transplantation zu helfen. Im besten Fall gelang es, die Krankheit für kurze Zeit zum Stehen zu bringen. Erst in der letzten Zeit haben wir eine wirksamere Behandlungsmöglichkeit, nachdem es gelungen ist, wirksame Drüsenextrakte herzustellen. Die Behandlung kann verstärkt werden, wenn man neben dem Hypophysenhormon noch Nebennierenextrakt verabreicht. Die nahen Beziehungen der Hypophyse zu der Schilddrüse ergaben sich noch aus einem anderen Krankheitsbild. Wir kennen eine eigenartige Wachstums- und Stoffwechselförderung, bei der es zu ganz umschriebener Ansammlung von Fettgewebe, vor allem an den Beinen und am Bauch kommt. Diese Veränderungen ähneln denen, wie man sie nach Entfernung der Keimdrüsen, also nach Kastration kennt. Die Beschaffenheit der Haut ähnelt der bei Myrödemkranken. Neben der Stoffwechselförderung imponiert außerdem das Stehenbleiben oder die Rückentwicklung der Geschlechtsapparate und der Geschlechtszeichen. Die Auswirkung der Hypophyse auf das Genitale ist vor allem durch die Untersuchung von Aschheim-Sonde & klargestellt. Wenn man bestimmte Extrakte der Hypophyse

jugendlichen, noch nicht geschlechtsreifen Mäusen einspritzt, so kommt es zu einer vorzeitigen Geschlechtsreife. Dieselben Forscher konnten auch feststellen, daß kurze Zeit nach dem Eintritt einer Schwangerschaft im Harn dieses Hormon nachzuweisen ist. Jahrhunderte hat man sich bemüht, eine Möglichkeit zu finden, die eintretende Schwangerschaft zu erkennen. Das ist durch diese Untersuchungen erreicht. Die frühzeitige Feststellung einer Schwangerschaft ist bei manchen Krankheitsveränderungen, so bei der Tuberkulose oder schweren Herzstörungen, von größter Wichtigkeit. Wenn man bei diesen Krankheiten die Schwangerschaft bestehen läßt, so wird durch die Schwangerschaft das Grundeiden verschlimmert. Hunderte von Frauen sind gestorben, weil man sie nicht rechtzeitig schützen konnte. Durch die neuen Untersuchungen können wir jetzt vorbeugend das Fortschreiten der schweren Leiden verhindern. Die Anwendungsweise der Geschlechtshormone, die in der Hirnanhangsdrüse entstehen, ist noch nicht eingehend erforscht. Biologisch ist es sehr interessant, daß auch diese Hormone vom chemischen Standpunkt gesehen sehr nahe Beziehungen zu Vitaminen aufweisen.

Die zuletzt geschilderten Krankheitsbilder betrafen nur Veränderungen, die sich im vorderen Teil der Hirnanhangsdrüse abspielen. Früher als diese war schon eine Störung des hinteren Abschnitts bekannt, die zu dem eigenartigen Bild der Harnruhr führen. Diese Menschen müssen zur Stillung ihres Durstes immerfort trinken. 20—30 Liter nehmen sie am Tag zu sich. Wenn man den Versuch macht, ihnen das Wasser zu entziehen, so bekommen sie schwere Vergiftungserscheinungen. Aus anatomischen Untersuchungen der Hirnanhangsdrüse ließ sich vermuten, daß im Hinterlappen irgendeine wirksame Substanz vorhanden sein müsse. Aus diesem Gedanken hat man sich bemüht, einen wirksamen Extrakt herzustellen. Dies ist jetzt gelungen. Vielen Kranken können wir durch dauernde Verabreichung dieses Extrakts ihr Leiden lindern. Oft genügt es, wenn man das Pulver in Form von Schnupfpulver in die Nase bringen läßt.

In den hinteren Abschnitten der Hypophyse finden sich Stoffe, die eine starke Wirkung auf die glatte Muskulatur des Körpers ausüben. Vor allem bei Wehenschwäche erweisen sie sich als das Mittel der Wahl; darüber hinaus kann man damit Blutungen, vor allem aus dem Unterleib, zum Stehen bringen. Die Anwendungsweise geht aber noch weiter. Aus der ausländischen Literatur ist zu ersehen, daß gerade diese Extrakte bei der eigenartigen Mangelkrankung, die wir als Beriberi bezeichnen, imstande sind, die Herzstörung zu beseitigen. Auch hier er-

kennen wir wieder Beziehungen zwischen Hormonen und Vitaminen.

1923 kam in der schwersten Inflationszeit aus Amerika die Nachricht, daß es amerikanischen Forschern gelungen sei, aus der Bauchspeicheldrüse eine Substanz zu finden, deren Verabreichung bei Zuckerkrankheit den Zucker aus dem Harn zum Verschwinden bringt. Diese Angabe wurde in Europa zuerst mit sehr großen Zweifeln aufgenommen. Die deutschen Forscher Mehring und Minkowsky hatten zu Ende des vorigen Jahrhunderts zeigen können, daß bei der Entstehung der Zuckerkrankheit der Bauchspeicheldrüse eine besondere Aufgabe und Bedeutung zukommt. Wenn man bei Hunden die Bauchspeicheldrüse entfernt, so zeigt sich das Bild der Zuckerharnruhr, wie wir es beim Menschen kennen. Nach dieser Feststellung hatte man selbstverständlich versucht, wirksame Extrakte aus dieser Drüse zu gewinnen. Kurz vor dem Krieg standen deutsche Forscher am Ziel ihres Strebens. Die Versuche scheiterten, weil man entsprechende Untersuchungsmöglichkeiten nicht besaß, und vor allem, weil man damals noch nicht ahnte, wie giftig auch körpereigene Substanzen sein können. Bei der Verabreichung dieser ersten Extrakte verschwand wohl der Zucker im Harn, aber es kam zu einem eigenartigen Schockzustand des Kranken. Während des Krieges wurden vor allem in den nordischen Ländern Verfahren ausgebaut, durch die es möglich ist, in ganz kleinen Mengen von Blut den Zucker zu bestimmen. Diese vervollkommnete Laboratoriumstechnik setzte die amerikanischen Forscher in den Stand, ihren Extrakt aus der Bauchspeicheldrüse quantitativ auszuwerten. Auch sie erlebten ähnliche Schockzustände. Durch die Blutanalyse wurde aber sofort klar, daß in diesen Fällen zu viel von dem wirksamen Extrakt, dem Insulin, wie wir es nennen, gegeben war. Den größten Fortschritt in der Hormonforschung bedeutet zweifellos diese Entdeckung des Insulins. Wenn vor 1923 ein schweres Zuckerleiden bestand, so konnte man mit Sicherheit sagen, daß der Kranke in allerkürzester Zeit sterben würde. Wohl gelang es, durch entsprechende Diäteeinstellung das Ende hinauszuschieben, aber verhüten konnte man es nicht. Es schien ein Traum, daß so etwas einmal möglich sein könnte. Heute sind wir imstande, auch im Endstadium der Zuckerkrankheit den Tod zu verhindern. Es kommt nur darauf an, daß das Endstadium rechtzeitig erkannt wird. Kranke, die schon stundenlang in tiefster Benommenheit lagen, erwachen nach kurzer Zeit zum Leben. Wenn der Erfolg der modernen Insulinbehandlung noch nicht der ist, wie man ihn theoretisch fordern kann, so hängt das vor allem damit zusammen, daß leider noch immer allzu spät die

Diagnose gestellt wird. Seit der Entdeckung des Insulins braucht kein Zuckerkranker mehr an seinem Zuckerleiden zu sterben, wenn es nur entsprechend behandelt wird, vor allem aber, wenn er sich entsprechend hält. Nicht das ärztliche Verhalten allein ist ausschlaggebend, sondern auch die Einsicht des Kranken, und gerade bei der Zuckerkrankheit sehen wir, daß eine wirksame Therapie das Zusammenarbeiten von Arzt und Kranken erfordert. Vorerst müssen wir das Insulin noch als Einspritzung geben. Vor 1923 schien es unwahrscheinlich, daß es einmal möglich sein könnte, ein Mittel zu finden, mit dem man das Endstadium der Zuckerkrankheit verhüten oder schon bewußtlose Kranke zu neuem Leben erwecken könnte. Heute geht das allgemeine Streben dahin, das Insulin in eine Form zu bringen, daß man es dem Kranken als Tablette oder etwas ähnliches gibt. Auch dem leichteren Zuckerkranken kann man durch das Insulin große Erleichterung verschaffen. Er kann viel mehr Brot als früher essen. Wir müssen ihn aber immer wieder darauf hinweisen, daß wir mit dem Insulin eine Substitutionstherapie treiben, und daß es von ihm abhängt, daß sich sein Leiden nicht verschlimmert. Die Insulin-darstellung und die Untersuchungen über die Insulinwirkung haben die Hormon- und Vitaminforschung in hohem Maß bereichert. Ohne unsere Kenntnisse über das Insulin hätten wir das Nebenschilddrüsenpräparat noch nicht gefunden. Die wirksamen Substanzen der Hirnanhangsdrüse wären uns noch völlig unklar.

Fast am längsten bekannt sind die eigenartigen Störungen der Nebenniere. Addison hat das chronische Zustandsbild so klar beschrieben, daß es auch heute noch unbedingte Gültigkeit besitzt. Die Kranken werden zunehmend matter, sie können keine körperliche Arbeit mehr leisten. Der Blutdruck sinkt, und es stellt sich in den meisten Fällen eine eigenartige Pigmentation der Haut ein. Als Ursache für diese Störungen findet sich in den meisten Fällen eine Tuberkulose der Nebennieren. Durch Färbemethoden konnte man in der Nebenniere eine Substanz, die dem Brenzkatechin nahe stehen mußte, erweisen. Es war das erste Hormon, das man kristallinisch darstellen konnte, das auch heute noch als Adrenalin in vielen Fällen von sehr großem Nutzen ist. Es gelingt, mit dem Adrenalin den Blutdruck zu erhöhen, Kollapszustände zu beseitigen. Die Untersuchungen über die physiologischen Eigenschaften des Adrenalins haben unsere Kenntnisse über den intermediären Stoffwechsel weitgehend bereichert. Gerade in den letzten Jahren ist es gelungen, eine Reihe ähnlicher Präparate, die dem Adrenalin in ihrer chemischen Struktur nahestehen, zu synthetisieren. Was

man erhofft hatte, durch Verabreichung des Adrenalins die Addison'sche Krankheit zu bessern oder zu heilen, wurde aber nicht erreicht. Wegen der mangelnden Beeinflussung und noch aus anderen Gründen mußte man annehmen, noch andere Substanzen von hoher biologischer Wirksamkeit seien in den Nebennieren vorhanden. Aus Amerika häufen sich die Mitteilungen, daß es dort gelungen sei, wirksame Extrakte zu finden, mit denen man auch die Addison'sche Erkrankung zum Stehen bringen könne. Uns in Deutschland fehlen darüber noch die entsprechenden Erfahrungen, aber allem Anschein nach hat sich ein neues Behandlungsgebiet erschlossen. Auch die Nebennieren zeigen bestimmte Beziehungen zu den Vitaminen. Das Vitamin C, auch Askorbinsäure genannt, findet sich besonders reichlich in den Nebennieren. Zur Zeit sind überall Versuche im Gange, mit diesem Vitamin auf abnorme Pigmentvorgänge einzuwirken. Es bestehen auch gewisse Ähnlichkeiten zwischen der Avitaminose, Pellagra und der Nebennierenunterfunktion. Auch hierüber sind die Erfahrungen noch nicht eindeutig.

Bisher sprach ich mehr oder minder von Krankheiten und Behandlungsweisen, mit denen man einzelnen Kranken helfen kann. Schon mehrmals wies ich darauf hin, daß enge Beziehungen zwischen den Mangelkrankheiten (Avitaminosen) und Hormonstörungen bestehen. Die Mangelkrankheiten wirken sich in einzelnen Ländern geradezu als Seuchen aus. Wir kennen in Deutschland eigentlich nur eine, das ist die Rachitis. Es handelt sich um eine eigenartige Störung des Knochenwachstums, die vor allem Kleinkinder befällt und sie oft zu Krüppeln für das ganze Leben macht. Groß angelegte amerikanische Untersuchungen machten es wahrscheinlich, daß irgendein Stoff in frischer Butter oder auch Rahm vorhanden sein muß, der imstande ist, den Ausbruch der Rachitis zu hindern. Sehr alte Erfahrungen sprachen dafür, daß auch im Lebertran ein wirksames Mittel vorhanden ist. Die Amerikaner konnten nun zeigen, daß Bestrahlung bestimmter Nahrungsmittel diesen Nahrungsmitteln eine Schutzkraft gegen die Rachitis verleiht. Dem deutschen Forscher Windaus gelang es in Zusammenarbeit mit dem Physiker Pohl, das so lange gesuchte Vitamin zu finden. Es ist jetzt unter dem Namen Vigantol im Handel. Wenn man es in entsprechenden Dosen Kleinkindern gibt, so gesunden die Rachitiskinder schnell. Aber auch dieses Vitamin kann, in zu großen Dosen verabreicht, schaden. Von dem Augenblick an, wo Windaus dieses Vitamin gefunden hatte, setzte überall die Forschung ein, auch bei den anderen Mangelkrankheiten die schützenden Substanzen zu

finden. Zu Kriegszeiten sahen wir auch in Europa immer wieder Skorbut auftreten. In einzelnen außereuropäischen Ländern tritt der Skorbut besonders im Frühjahr in großen Epidemien auf. Es kommt zu schweren Blutungen. Viele Kranke sterben an ihrem Leiden, andere bleiben für ihr ganzes Leben siech. Die Volksmedizin schrieb bestimmten Früchten und Samen heilende Wirkung zu, es gelang aber nicht, mit diesen Mitteln die Epidemien zu beherrschen. Nun konnte St. Giorgy dieses Vitamin in frischem Obst und vor allem im Paprika nachweisen und auch darstellen. Es ist dasselbe Vitamin, das wir auch in den Nebenieren finden. Mit diesem Vitamin ist es jetzt möglich, in verhältnismäßig billiger Weise gegen die Skorbuterkrankung vorzugehen. Dem rachitischen Vitamin eng verwandt ist ein anderes, dessen Mangel zu schweren Augenstörungen führt. Diese Augenstörungen sind bei uns in Deutschland wenig bekannt. In außereuropäischen Ländern treten sie zu bestimmten Jahreszeiten epidemisch auf. Auch hier werden vor allem Jugendliche befallen. Viele Erblindungen haben ihre Ursache in dieser Krankheit. Wenn wir das Vitamin auch noch nicht in so reiner Form wie das Vitamin C und das gegen die Rachitis gerichtete kennen, so verfügen wir doch über Verfahren, mit denen es möglich ist, Nahrungsgemischen eine hohe Schutzwirkung zu verleihen. Vor allem in den Ländern, wo viel Reis gegessen wird, wütet seit Jahrhunderten die gefürchtete Beriberi. Da diese Krankheit besonders bei der Bevölkerung auftritt, die sich mit poliertem Reis ernährt, mußte man annehmen, daß in der Reishaut ein schützender Körper vorhanden sei. Alle Versuche, dieses Vitamin zu finden, schlugen fehl, da keine geeigneten Testobjekte zur Verfügung standen. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts konnten nun holländische Forscher zeigen, daß ein der Beriberi ähnliches Krankheitsbild auch an Tauben bei bestimmter Fütterung auftritt. Damit war der Forschung ein bestimmter Weg vorgezeichnet. Nach Vorarbeiten der Holländer ist es Windaus und seinen Schülern gelungen, auch dieses Vitamin darzustellen. Nachdem die Darstellung gelungen ist, erscheint es jetzt möglich, die große Seuche auszurotten oder sie zum mindesten weitgehend einzuschränken.

Wir können uns heute keine Vorstellung davon machen, wie groß die Entdeckung von Semmelweis und Lister war, die nachwiesen, daß bestimmte Mikroben zu schweren Entzündungen und Eiterungen führen. Das Wochenbettfieber, das zur Zeit von Semmelweis Hunderttausende von Frauen dahinraffte, ist durch die Arbeiten von Semmelweis und Lister praktisch verschwunden. Nach diesen Vorarbeiten setzte die

große Ura ein, die man als die antiseptische bezeichnete. Vor jeder Operation wurden Karbol oder ähnliche Flüssigkeiten in großer Menge über den Kranken, die Ärzte und das Pflegepersonal ausgegossen. Man übersah im Anfang, daß die Mittel, die Mikroben schädigen, auch Gifte für unsere Körperzellen sind. So wurde mancher Arzt und manche Schwester durch diese Mittel krank im Dienst für das Wohl der anvertrauten Patienten. Heute ist die Antisepsis in dem alten Sinn verlassen. Bei Operationen oder ähnlichen Eingriffen wird vor allem darauf geachtet, daß Erreger überhaupt nicht oder nur in geringster Zahl auf den Wundflächen vorhanden sein können. Auch in der inneren Medizin sehen wir immer mehr ein, daß wir bei der Bekämpfung bestimmter Seuchen mit antiseptischem Verfahren allein nicht zum Ziel kommen. Es kommt darauf an, die Erreger von vornherein auszuschalten. Diese Umstellung sehen wir vor allem in dem Kampf mit der Tuberkulose. Dem einzelnen Kranken kann man viel mehr als früher helfen. Durch bestimmte Ernährungsformen, durch klimatische Kuren heben wir seine Widerstandsfähigkeit. Durch Ruhigstellung der erkrankten Lungenabschnitte, wie z. B. durch Lufteinblasen oder durch Stilllegung einer ganzen Brustseite sind wir imstande, bei rechtzeitiger Erkennung das Leben des Kranken zu retten und ihm in vielen Fällen seine Arbeitsfähigkeit zu erhalten. Trotzdem Millionen in allen Ländern zur Bekämpfung der Tuberkulose zur Verfügung gestellt waren, sind wir noch lange nicht an dem Ziel, das wir erreichen müssen. Immer klarer ist es geworden, daß es im Kampf mit der Tuberkulose nicht allein darauf ankommt, dem einzelnen zu helfen: viel wichtiger ist es, die Umgebung zu schützen, zu vermeiden, daß der einzelne Erkrankte diese schwere Seuche in seine Familie oder in seine Umgebung hinaus trägt. In England, Amerika und jetzt auch bei uns sieht man eine große Aufgabe darin, daß die Erkrankten so behandelt und gehalten werden müssen, daß die Seuche sich nicht immer wieder von neuem ausbreitet. Die Einrichtung der Lungenfürsorge hat dieses hohe Ziel. Dieses Ziel werden wir aber nicht erreichen, wenn wir nicht auch von den Gesunden und selbstverständlich auch von den Kranken mit unterstützt werden. Der Kranke muß einsehen lernen, daß er sein Wohl dem Gesamtwohl unterzuordnen hat. Die Härten, die eine Asylierung mit sich bringt, sind notwendig, damit wir die gesunde Umgebung schützen können. Was ich Ihnen schon am Anfang meines Vortrags auseinandersetzte, daß eine wirksame Behandlung eine harmonische Zusammenarbeit von Arzt und Kranken zur Voraussetzung hat, sehen wir vor allem bei der Be-

kämpfung der Tuberkulose. Durch die einsichtigen, tatkräftigen Maßnahmen unserer Regierung scheint aber jetzt das Ziel erreichbar, das man so lange anstrebte, die Tuberkulose genau so einzudämmen, wie es früher einmal mit der Lepra, der Aussäckerkrankung, möglich war.

Schicksale eines Gießener Lizentiaten der Theologie.

Von Friedrich Engel.

Der nachfolgende, aus dem Schwedischen übersezte Lebenslauf¹⁾ ist schon an sich geeignet, Teilnahme zu erwecken, um so mehr hier in Gießen, da es sich um einen ehemaligen Gießener Studenten handelt.

Johannes Folcker.

Gründlich ausgebildet durch mehrjährige Studien in Upsala, begab sich Folcker an ausländische Hochschulen und wurde in Gießen 1696 Lizentiat der Theologie. Nach Schweden zurückgekehrt, bewarb er sich um ein Lektorat am Ralmarer Gymnasium; da er aber bereits damals von den Orthodoxen verdächtigt wurde, „Hallischer Pietist“ und Spenerianer zu sein, wäre ihn das Konsistorium am liebsten los gewesen, konnte ihn aber mit Rücksicht auf seine große Gelehrsamkeit nicht abweisen. Er erhielt also die Stelle 1698, hatte sie aber kaum angetreten, als er in offene Fehde mit seinen Amtsbrüdern kam. Gefränkt und mißmutig suchte er sich einen anderen Wirkungskreis, und es gelang ihm, 1701 Professor der Theologie in Pernau im damals schwedischen Estland zu werden. Da er durch Predigten und Disputationen in Speners Geist auf ein tätiges Christentum drang, geriet er auch hier in Streitigkeiten und wurde vor einen Ausschuß gestellt, der seine Lehrsätze prüfen sollte. Inzwischen wurde Estland von den Russen überschwemmt; Folcker floh 1710 nach Schweden. Als er versuchte, seine Lehren in Stockholm zu verbreiten, wurde über ihn ein von der Justizrevision bestellter Ausschuß niedergesetzt, der ihn der Irrlehre verfallen fand und ihn zu Gefängnis verurteilte. Die Regierung schien zwar zu

¹⁾ Herr H. Ehrenklauf, Buchdruckereibesitzer und Inhaber der Oberhessischen Zeitung in Alsfeld, hat aus den Werken über Schwedische Adelsgeschlechter zahlreiche Lebensläufe seiner Vorfahren zusammengebracht. Der hier wiedergegebene ist einer davon.

milderen Maßregeln geneigt, als aber der König aus der Türkei zurückgekehrt war, wurde wieder ein Ausschuß niedergesetzt, um sein Verhalten zu untersuchen, und Folcher wurde 1718 seiner Ämter als Pfarrer und Universitätslehrer verlustig erklärt. Nichtsdestoweniger wurde er im Gefängnis zurückgehalten bis zum Jahre darauf, wo er endlich losgelassen wurde und sich auf einem kleinen Hofe, *Gjerpe* in der Gemeinde *Asarum*, niederließ, wo er am 24. November 1729 starb. Mit einem rechtschaffenen Wandel und Gottesfurcht, deren Ernst außer allem Zweifel stand, vereinigte er hohe Gelehrsamkeit. Er hat mehrere Schriften über kirchliche und politische Angelegenheiten hinterlassen. Verheiratet war er mit Katharina Velhsen.

Die Matrikel der Universität Gießen enthält nun unterm 17. Februar 1696 folgende Eintragung: m. Johannes Folcher, Calmarnia-Svecus. Im Dekanatsbuch der theologischen Fakultät hat der Dekan des Jahres 1696, D. Joannes Christophorus Bilefeld P. P. prim. die nachstehenden Aufzeichnungen gemacht:

D. XVI Martii. Exhibuit literas petitorias pro admissione ad Examen et solennia Licentiatum gradus in Facultate Nostrâ Dns. M. JOANNES FOLCHER Calmarniâ Suecus, Regiis Sumtibus in Academiis exteris degens, jussuque Superiorum ad gradum in Theologiâ aspirans, cui denegare quae petiit, ob merita satis nota non potuerimus, sed ad Dn. Cancellarium Academiae, ut Eidem se prius sistat, ablegavimus.

D. IIX Julii. Candidatus Theologiae optimus Dn. M. JOANNES FOLCHER Calmarniâ Suecus Dissertationem inauguralem Praeside Dno D. Majo de *δογμασίων* Fidei habuit.

D. IX Julii. Rigorosum coram Facultate Examen sustinuit antea dictus. Dns. Candidatus, et sequenti die meridie in Consessu ac loco Consistorii Academici Theologiae Licentiatum, per me Decanum, fuit renunciatus.

D. XV. Julii Diploma sub Sigillo Facultatis dedimus antea dicto Dno. JOANNI Folcher quod, praestitis praestandis, Gradus Licentiatum in Theologiâ ipsi sit collatus.

Die rechtliche Volkskunde als Lehrfach und Forschungsgebiet

unter besonderer Berücksichtigung der hessischen Verhältnisse.

Von Karl Frölich.

I. Die Pflege der rechtlichen Volkskunde im Unterrichtsbetrieb der Universitäten, insbesondere in Gießen. Der Plan der Schaffung einer Anstalt für rechtliche Volkskunde an der Landesuniversität.

a) Durch den politischen und geistigen Umschwung unserer Tage haben die seit Jahrzehnten lebhaft gepflogenen Erörterungen über Wesen und Aufgabekreis, über Ziele und Wege der Volkskunde¹⁾ einen neuen Sinngehalt und eine gesteigerte Bedeutung in der Wissenschafts- und Erziehungsbewegung der Gegenwart²⁾ gewonnen.

Es ist selbstverständlich, daß hiervon auch der Lehr- und Forschungsbetrieb der Universitäten nicht unberührt bleiben konnte. Neben der Germanistik und Theologie ist es jetzt die Rechtswissenschaft, neben der Philosophischen und Theologischen die Juristische Fakultät, die von dieser Strömung ergriffen wird. Wenn es der Leitgedanke der erstrebten Umgestaltung unseres gesamten Rechtslebens ist, ein deutschem Wesen entsprechendes Recht zu schaffen und seine Anwendung im Dienste der Volksverbundenheit sicherzustellen, dann kann der junge Rechtsbegriffene nicht mehr teilnahmslos an den Erkenntnissen vorübergehen, die die Wissenschaft der Volkskunde darbietet; es ist Pflicht der Hochschule, ihm hierzu die Wege zu ebnen und die erforderlichen Hilfsmittel zu gewähren.

Überlegungen dieser Art haben den Anstoß geboten, in die den vor kurzem verkündeten „Richtlinien für das Studium der Rechtswissenschaft“³⁾ beigefügten Studien- und Semesterpläne eine einstündige Vorlesung über Volkskunde für das zweite Studienhalbjahr einzureihen. Wenn in den Erläuterungen zum Semesterplan bemerkt wird: „Zur Zeit nur an wenigen Universitäten durchführbar. Stärkere Betonung

erwünscht⁴⁾), so trifft das für Gießen nicht zu. Hier hat nicht nur ständig die allgemeine Volkskunde eine sorgsame Pflege gefunden, sondern es werden auch schon seit längerer Zeit im Rahmen des Rechtsunterrichts Vorlesungen und Übungen aus dem Bereich der rechtlichen Volkskunde⁵⁾ veranstaltet, so daß die Überleitung zu dem jetzt geforderten Ausbau des rechtswissenschaftlichen Studiengangs keinerlei Schwierigkeiten bereitet hat.

b) Wie ich glaube, besteht aber gerade im Hinblick auf die Verhältnisse in Hessen Anlaß, noch weiter zu greifen und über die bereits getroffenen Maßnahmen hinaus eine ständige Einrichtung für die Pflege der rechtlichen Volkskunde als eines Sondergebiets der wissenschaftlichen Lehre und Forschung ins Leben zu rufen. Es ist dabei zu denken an die Errichtung einer Anstalt für rechtliche Volkskunde an der Landesuniversität im Anschluß an die Juristische Fakultät. Eine solche Einrichtung besteht zur Zeit an deutschen Hochschulen noch nicht, wenigstens nicht in der Form, wie sie in Gießen geplant und zum Teil bereits verwirklicht ist.

Für ein Vorgehen in dieser Richtung spricht zunächst der Umstand, daß es wenig Gegenden in Deutschland geben wird, die einen solchen Reichtum von Zeugnissen der Rechtsvergangenheit aufweisen, wie der hessische Raum, der hier allerdings nicht in Beschränkung auf die Grenzen des heutigen Volksstaats Hessen genommen werden darf, sondern das gesamte rheinfränkische Gebiet im Sinne einer geschichtlich gewordenen Landschaft umfaßt⁶⁾. Dabei ergibt sich indessen ein Hindernis, das zu beseitigen ist. Zwar fehlt es nicht an zahlreichen, zum Teil sehr wertvollen Vorarbeiten und Zusammenstellungen, die über die in Betracht kommenden Erscheinungen unterrichten⁷⁾. Aber bis jetzt mangelt es an einer planmäßigen Sammlung und Verzeichnung des gesamten vorhandenen Stoffes, so daß diese Aufgabe vorweg gelöst werden muß. Das kann jedoch in befriedigender Weise nur mit Hilfe einer auf die Dauer berechneten und mit entsprechenden Hilfsmitteln ausgestatteten Organisation geschehen. Auf diese Weise aber würde nicht allein die Möglichkeit eröffnet, den Anschauungsstoff für den Unterricht fast ganz dem hessischen Bereich zu entlehnen und damit eine enge Beziehung zum Heimatboden herzustellen. Es würde vielmehr auch ein wichtiger Schritt für die Erhaltung und den Schutz der überlieferten, durch die neuzeitliche Entwicklung vielfach von Beschädigung oder Vernichtung bedrohten Reste des alten Rechtslebens getan.

Wird aber eine Aufnahme des Bestands an Rechtsaltertümern be-

wirkt, die noch in die Gegenwart hineinragen, so erwachsen alsbald weitere Fragen. Die Ermittlung der Stücke, die den Einflüssen der Zeit getroßt haben, regt mit Notwendigkeit zu Erkundigungen wegen ihrer Herkunft und ihrer Schicksale an und lenkt so die Forschung auf neue Ziele. Und schließlich wird es darauf ankommen, die Ergebnisse der wissenschaftlichen Arbeit in geeigneter Form auch breiteren Schichten der Volksgenossen zugänglich zu machen⁸). Damit wird zugleich eine Handhabe gewonnen, die Beschäftigung mit der rechtlichen Volkskunde an der Landesuniversität einzugliedern in den Kreis der Bestrebungen, die der Sicherung und Pflege alten Volksguts und Brauchtums in Hessen überhaupt gelten, und als deren Hauptträger der Reichsbund „Volkstum und Heimat“ in der Landschaft Rheinfranken-Nassau-Hessen erscheint.

c) Versuchen wir, den Aufgabenkreis, der einer solchen Anstalt obliegen würde, im einzelnen zu umschreiben, so zeigen sich Anforderungen sehr mannigfaltiger Art. Ich zähle — ohne jeden Anspruch auf Vollständigkeit — die folgenden auf:

- a) Pflege der rechtlichen Volkskunde als eines Sonderzweigs und Anregungen zu einer wissenschaftlichen Beschäftigung mit ihr durch Vorträge, Vorlesungen, Übungen, Dissertationen und Lehrausflüge, sowie durch Zusammenarbeit mit Vereinigungen und Anstalten von ähnlicher Zielsetzung;
- b) Schaffung einer Handbücherei im Anschluß an das Juristische Seminar unter ausreichender Berücksichtigung der allgemeinen Volkskunde und des ausländischen Schrifttums;
- c) Anlage eines möglichst vollständigen alphabetischen und eines Sachkatalogs über die Veröffentlichungen aus dem Bereich der rechtlichen Volkskunde — tunlichst auch unter Kennzeichnung der Orte, wo diese Veröffentlichungen zugänglich sind;
- d) Sammlung der Nachrichten und Festlegung der Fundstätten in bezug auf die volkswundlich wichtigen Erscheinungen der Rechtsarchäologie aus Hessen und den Nachbargebieten, insbesondere
 1. Gerichtsstätten, namentlich Gerichtssteine und -tische, Galgen, Pranger, Staupfäulen, Rolande oder andere Gerichtswahrzeichen, Gerichtslinden oder sonstige Gerichtsbäume, Gerichtshäuser und -lauben, Gefängnisse, Freistätten usw.;
 2. alte Steine (Monolithe, Menhirs, Hinkelsteine) mit rechtlicher Zweckbestimmung und Steinkreuze (Sühnekreuze, Gerichts- oder Grenzkreuze, Marktkreuze), Kreuzsteine, Bildsteine, Martern

- oder andere Erinnerungsmale für Ermordete oder Verunglückte, Immunitätssteine, Asylsteine, Friedenssteine und Beileitssteine;
3. bemerkenswerte Grenzzeichen (außer den schon erwähnten Grenzkreuzen Grenzsteine, Grenzbäume, Wappen, Inschriften oder sonstige Grenzangaben);
 4. Hauszeichen, Hausmarken oder Inschriften rechtlichen Gehalts an Häusern, auf Grabsteinen oder an anderen Plätzen;
 5. Abwehrfiguren (Reidköpfe, Schlangen, Warnbilder oder ähnliches an Gebäuden);
 6. Gaunerzinken;
 7. Wüstungskirchen oder andere Reste verschwundener Ortschaften;
 8. Orts-, Straßen- und Flurnamen mit rechtlichem Einschlag;
 9. bewegliche Gegenstände des Rechtslebens (Gerichts- und Vortrageschwerter, Richt- oder Folterwerkzeuge, Brandeisen, Lastersteine, Schandgeigen und -masken, Richterstäbe, Glocken, Amtstrachten, Kerbhölzer, Maße, Siegelstempel, bildliche Darstellungen usw.);
- e) Anlage einer Registratur von Ansichten (Lichtbildern) der vorstehend genannten Dinge aus älterer und neuerer Zeit;
 - f) Aufzeichnung von Rechtsagen, Rechtspruchwörtern, Rechtsbräuchen und -sitten, Rechtsspielen, Fällen des Rechtsaberglaubens usw.;
 - g) wissenschaftliche Auswertung des zusammengetragenen Stoffs;
 - h) Nutzbarmachung der gefundenen Erkenntnisse für die Zwecke der Heimatpflege und des Heimatschutzes.

II. Die Durchführung des Planes der Errichtung einer Anstalt für rechtliche Volkskunde an der Landesuniversität.

Es ist selbstverständlich, daß die Verwirklichung des entwickelten Planes der Errichtung einer Anstalt für rechtliche Volkskunde sich nach den vorhandenen Möglichkeiten und Mitteln des Vorgehens richten, daß sie sich vor allem in den Grenzen des finanziell Tragbaren halten muß. Aber auch in dieser Hinsicht bestehen keine Hemmnisse, die als unüberwindlich zu betrachten wären, nachdem durch das verständnisvolle Entgegenkommen der Gießener Hochschulgesellschaft und der Pflugschaft der Osann-Beulwitz-Stiftung, sowie durch eine Reihe von Zuwendungen von privater Seite die Schwierigkeiten der ersten Ein-

richtung bewältigt sind. Es ist dadurch gelungen, eine Grundlage zu schaffen, auf der sachgemäß weiter gebaut werden kann. Im einzelnen ist hier nachstehendes zu bemerken:

a) Sachliche Maßnahmen:

1. Ein Arbeits- und Bibliotheksraum, der vorerst ausreicht, ist im Juristischen Seminar frei gemacht. Er bietet Gelegenheit, zugleich die einschlägigen Bestände der Bücherei des Juristischen Seminars unmittelbar für die Zwecke der Anstalt auszunutzen. Ebenso läßt sich aus dem Inventar des Seminars leihweise die erforderliche Ausstattung (Arbeits-tische und Stühle, Bücherbötte, Zeitschriftenkästen usw.) entnehmen.

2. Ein nicht unerheblicher Teil der erforderlichen Werke und Zeitschriften ist bereits durch freiwillige Spenden aufgebracht. In großzügiger Weise haben insbesondere die Historische Kommission für den Volksstaat Hessen, der Historische Verein für Hessen in Darmstadt, der Oberhessische Geschichtsverein in Gießen, die Hessische Vereinigung für Volkskunde, sowie einige andere Stellen ihre Veröffentlichungen unentgeltlich oder zu sehr ermäßigten Preisen dem Juristischen Seminar überlassen. Mit lebhaftem Dank ist ferner der Unterstützung der Gießener Universitätsbibliothek zu gedenken, die im Weg des Austausch eine beträchtliche Zahl von einzelnen Drucksachen sowie Zeitschriftenbänden und -reihen zur Verfügung gestellt und auch sonst durch Rat und Tat wertvolle Hilfe gewährt hat. Unter den Gaben von anderer Seite verdient vor allem ein Geschenk des Herausgebers der Hessischen Volksbücher, des Herrn Prälaten Diehl, hervorgehoben zu werden, der dem Juristischen Seminar die für die Arbeiten der Anstalt belangreichen Bände bereitwilligst gestiftet hat. Es steht zu hoffen, daß das neue Unternehmen eine weitere Förderung erfährt durch die sonst noch vorhandenen Vereine mit volks- und heimatkundlicher Blickrichtung, die örtlichen Geschichtsvereine und ähnliche Zusammenschlüsse, namentlich in der Form, daß auch die von ihnen betreuten Verlautbarungen einschlägiger Art in den Besitz des Seminars gelangen.

Für den Ankauf der für die Zwecke der Anstalt unentbehrlichen, aber im Althandel kaum erhältlichen größeren Sammelwerke (z. B. der neuen Volkskunden von A. Spamer und W. Pefler), Handwörterbücher (z. B. des Handwörterbuchs des deutschen Aberglaubens von H. Bächtold-Stäubli), Bibliographien (insbesondere der Bibliographie der deutschen Volkskunde von E. Hoffmann-Krayer) sind die

Mittel auf Grund der bewilligten Zuschüsse gesichert. Für die Zukunft ist der Erwerb der sehr umfassenden Stoff bergenden Bände der Kunstdenkmäler des Volksstaats Hessen und der Nachbargebiete in Aussicht genommen.

3. Zur planmäßigen Erfassung der noch erhaltenen Reste des früheren Rechtslebens ist die Versendung von Fragebogen und die Verarbeitung der gewonnenen Ergebnisse in Kartothekform und auf Karten erforderlich. Ein erster Fragebogen, der sich auf die Rechtsaltertümer im engeren Sinne bezieht und dem sich noch zwei weitere anreihen sollen, ist bereits auf Kosten der Juristischen Fakultät gedruckt. Seine Versendung ist erfolgt im Benehmen mit der von Herrn Privatdozent Dr. Friß Stroh geleiteten Arbeitsstelle für das Südhessische Wörterbuch in Gießen, die auch für den Atlas der deutschen Volkskunde als Landesstelle tätig ist und die ihre Einrichtungen uneigennützig in den Dienst der Sache gestellt hat, so daß sich der mit Kosten und Zeitverlust verbundene Aufbau einer besonderen Organisation für die Ermittlung des Bestandes an Rechtsaltertümern erübrigte.

4. Auch bei einer noch so sorgfältigen Durchforschung des gesamten Gebiets an der Hand von Fragebogen werden bei der Eigenart des Gegenstands immer noch mehr oder weniger erhebliche Lücken bleiben. Bei ihrer Ausfüllung kann die Hilfe der Behörden und die Mitarbeit besonders für den Stoff interessierter und entsprechend geschulter Kräfte nicht entbehrt werden. Aus dieser Erwägung heraus ist namentlich eine größere Anzahl geeigneter Persönlichkeiten um ihren Beistand angegangen worden, der (von ganz vereinzelt Ausnahmen abgesehen) durchweg in sehr anerkennenswertem Umfang gewährt worden ist. Mit besonderem Dank ist hier die Tatsache zu erwähnen, daß ein hiesiger Heimatforscher, Herr Dr. E. Meyer, das von ihm in jahrzehntelangem Bemühen gesammelte Material aus dem Bereich der rechtlichen Volkskunde der Juristischen Fakultät abschriftlich überlassen und damit eine Fülle bedeutsamer Nachrichten beigesteuert hat.

Nicht selten haben auch Beiträge aus anderen Kreisen zu wichtigen Feststellungen geführt. Das hat sich vor allem gezeigt aus Anlaß eines Lichtbildervortrags, den ich im Februar d. J. in einer Sitzung des Oberhessischen Geschichtsvereins in Gießen über „Steinerne Zeugen mittelalterlichen Rechtslebens, besonders auf hessischem Boden“ gehalten habe⁹⁾. Mit Rücksicht auf den günstigen Erfolg des Abends ist die Wiederholung des Vortrags und die Veranstaltung ähnlicher Darbietungen vor einem größeren Hörerkreis geplant.

Für die Zukunft wird beabsichtigt, eine allgemeine Aufforderung zur Anzeige noch nicht erfasster Rechtsaltertümer an die Öffentlichkeit zu richten, wie dies in Baden schon geschehen ist. Zur Zeit ist diese Maßnahme noch zurückgestellt, weil ohnehin der im Werden begriffenen Anstalt zahlreiche Mitteilungen zuströmen, die erst allmählich aufgearbeitet werden können. Indessen werden auch schon jetzt entsprechende Hinweise gern entgegengenommen und nachgeprüft¹⁰).

5. Unentbehrlich ist sowohl für die Festlegung des Erhaltungszustands der vorhandenen Überbleibsel der Vergangenheit, wie für den Lehr- und Vortragsbetrieb ein möglichst reichhaltiger Anschauungsstoff. In dieser Richtung stehen bereits etwa 200 Aufnahmen — nicht nur aus Hessen — sowie eine Reihe von Diapositiven zur Verfügung. Eine erhebliche Vergrößerung der Bildsammlung ist im Lauf des Sommers 1935 zu erwarten¹¹).

6. Die Mittel für sonstige sachliche Ausgaben, wie die Beschaffung von Zettel- und Diapositivkästen, Buchbinderarbeiten, Papier und Postgebühren sind vorerst durch die gewährten Unterstützungen und durch Zuwendungen von dritter Seite gedeckt. Sie werden sich, wenn die erste Einrichtung vollendet ist, weiterhin voraussichtlich in mäßigen Grenzen halten.

b) Maßnahmen in persönlicher Hinsicht.

Ist somit das Bild, das sich nach der Seite der sachlichen Maßnahmen und der Deckung der Ausgaben für sie ergibt, nicht ungünstig, so stehen noch offen die Maßnahmen, die vielleicht in persönlicher Hinsicht zu treffen wären.

1. Es würde sich m. E. empfehlen, einen eigenen (unentgeltlichen) Lehrauftrag für rechtliche Volkskunde zu erteilen in ähnlicher Form, wie dies bei den Lehraufträgen der Anstalt für geschichtliche Landeskunde geschehen ist, um damit die Bedeutung des neuen Arbeitsgebietes für die Zwecke der Lehre und Forschung an der Landesuniversität nachdrücklich zu unterstreichen.

2. Vor allem aber wäre es zu begrüßen, wenn sich die (wenn auch nur vorübergehende) Bereitstellung von Mitteln für einen Assistenten oder eine andere Hilfe ermöglichen ließe. Bisher ist die durch die Bewältigung der geschilderten Aufgaben erwachsene Belastung freiwillig getragen, und es ist anzunehmen, daß es in der Hauptsache auch weiterhin dabei bleibt. Aber für eine Anzahl der vorstehend aufgezählten Berrichtungen, vor allem für die Anlage eines Katalogs der Bücherei,

den Aufbau einer Bibliographie der rechtlichen Volkskunde mit besonderer Bezugnahme auf Hessen, die Auswertung der eingehenden Fragebogen, die Verzettlung der literarischen und sonstigen Nachweise, sowie der bildlichen Darstellungen nach örtlichen und sachlichen Gesichtspunkten erscheint es zweckmäßig, eine für diese Aufgaben eigens vorgebildete Kraft unter fachmännischer Anleitung einzusetzen. Ich verkenne nicht, daß ein solches Vorgehen gewisse Opfer fordert. Werden sie aber gebracht, so ist zu erwarten, daß in verhältnismäßig kurzer Zeit eine Arbeit geleistet werden kann, die nicht nur wegen ihres Gegenstands an sich von Wichtigkeit ist, sondern die auch in hervorragender Weise geeignet sein wird, die Verbundenheit der Landesuniversität mit der umgebenden Landschaft zum Ausdruck zu bringen und eine Brücke zwischen ihrer Tätigkeit im wissenschaftlichen Bereich und der Volkstums- und Heimatbewegung zu schlagen.

Anmerkungen.

1. Vgl. hierzu Adolf Spamer „Die Volkskunde als Wissenschaft“ (Stuttgart 1933) und das daselbst S. 41 Anm. 1 zusammengestellte Schrifttum. Weiteres bei H. E. Buisse, „Wesen und Wege der Volkskunde“: Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde 7 (1933) S. 81—100.

2. S. namentlich Herbert Freudenthal „Deutsche Wissenschaft im Kampf um das Volk. Zur volkserzieherischen Sendung der Volkskunde“ (Berlin und Leipzig 1935). Vgl. ferner E. Fehrle, „Die Volkskunde im neuen Deutschland“: Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde 7 S. 1/2, sowie Walther Steller „Nationalsozialismus und Volkskunde“, Mitteil. d. Schlesischen Ges. f. Volkskunde XXXIV (Breslau 1934), S. 68—95.

3. R. U. Eckhardt, „Das Studium der Rechtswissenschaft“, Der deutsche Staat der Gegenwart, Herausgeber Prof. Dr. Karl Schmitt, Heft 11 (Hamburg 1935).

4. Eckhardt S. 13.

5. S. hierzu E. Fehr. v. Rünßberg „Rechtliche Volkskunde“, Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde 7 S. 60—63.

6. Vgl. darüber Th. Mayer „Die Stellung Rheinfrankens in der deutschen Geschichte“, Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine 1934, Sp. 7f., insbesondere 7/9.

7. Aufschlußreich sind hier vor allem die Register zu den Bänden der Hessischen Blätter für Volkskunde und der vor kurzem herausgebrachte „Wegweiser durch das Schrifttum des Historischen Vereins für Hessen“ von J. R. Dieterich (Darmstadt 1934). Für die gleichfalls zu nennenden „Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins“ fehlt es einstweilen leider noch an einem Gesamtverzeichnis, doch gewährt der Bericht von K. Walbrach, „Ein halbes Jahrhundert

Oberhessischer Geschichtsverein 1878—1928“ (Mitteil. des Oberhess. Geschichtsvereins N. F. 28. Band, 1928, S. 211f., namentlich S. 234f.) eine willkommene Unterstützung.

8. S. auch v. Künßberg S. 62/3; Steller S. 85.

9. Vgl. den Bericht im Gießener Anzeiger und in der Oberhessischen Tageszeitung vom 15. Februar 1935.

10. Es wird gebeten, etwaige Zuschriften an den Verfasser dieses Aufsatzes (Gießen, Hindenburgwall 13) oder an das Juristische Seminar der Landesuniversität zu richten.

11. Auch hier ist eine Förderung durch die Überlassung von Lichtbildern (Negativen und Abzügen) sehr erwünscht.

Gießener Promotionen.

Von Georg Lehnert.

8. Feodor Löwe.

Unter den vielen Gliedern der in der Geschichte des deutschen Theaters rühmlichst bekannten Künstlerfamilie Löwe¹⁾ (ihr erster bekannter Vertreter, Johann Karl, lebte von 1730 bis 1807) gehörte Franz Ludwig Feodor Löwe²⁾ zu den bedeutendsten. Am 5. Juli 1816 als Sohn des Schauspielers Ferdinand Löwe in Kassel geboren, besuchte er das Lyzeum in Mannheim. Später setzte er seine wissenschaftlichen Studien in Frankfurt a. M. fort. Nach dem Tode seines Vaters 1832 mußte er seiner Absicht zu studieren entsagen und wandte sich wie die meisten Glieder seiner Familie der Bühne zu. Nach kurzer Tätigkeit in Mannheim, Hamburg und Frankfurt a. M. ging er 1841 nach Stuttgart ans Hoftheater, wo er sich sehr bald als Heldendarsteller eine angesehene Stellung erwarb. Im Jahre 1846 wurde ihm die Regie des Schauspiels übertragen. Zu Anfang der siebziger Jahre ging er ins Fach der Heldenwäiter über. Am 20. Juni 1890 ist er in Stuttgart gestorben. Vor seiner Stuttgarter Zeit versuchte er mehrfach, seine Studien neben seinem Beruf fortzusetzen. Das mußte er freilich später aufgeben. Trotzdem hat er sich auch als Schriftsteller einen guten Namen geschaffen, besonders als Lyriker. Seine Epigramme erregten seinerzeit ein gewisses Aufsehen; Heinrich Kurz³⁾ rühmte seinen Gedichten Formschönheit, Klarheit und Eindringlichkeit der Darstellung und erweiterten Gesichtskreis nach. Seine wissenschaftlichen Neigungen und sein ernstes Streben, das sich jederzeit tief in den Geist seiner Rollen einzufühlen suchte, ließen in ihm den für einen Schauspieler jener Zeit etwas ungewöhnlichen Wunsch aufkommen, die Würde eines Doktors der Philosophie zu erhalten. Deshalb richtete er am 2. Dezember 1854 an die philosophische Fakultät der Universität Gießen folgendes Schreiben:

„Der gehorsamst Unterzeichnete ist geboren in Hessen-Kassel am 5. Juli 1816, besuchte die Klassen des Lyceums in Mannheim und widmete sich, durch den inneren Zug getrieben, entflammt durch die ewigen Schöpfungen des Aeschylus und Sophokles, der Kunst und ist nun seit vierzehn Jahren an der K. Hofbühne in Stuttgart angestellt. Im Jahre 1842 gab derselbe den ersten Band seiner Gedichte heraus, 1850 erschienen 2 Bände poetische Erzählungen und Lyrica, welchen die anliegende Gedichtsammlung im Cottaischen Verlage folgte⁴). Er hat es sich zur heiligen Aufgabe gemacht, mit unermüdlichem Eifer die Veredlung und Hebung der deutschen Bühne und der dramatischen Kunst anzustreben, bereiste deshalb England, Frankreich und Italien und wurde durch S. Majestät den König von Württemberg und S. R. Hoheit den Großherzog von Hessen für dieses Streben und seines Talentens wegen durch Verleihung der goldenen Medaillen am Band für Kunst und Wissenschaft ehrenvoll ausgezeichnet. Gestützt auf diese kurze Beschreibung meines Lebenslaufes und meine Stellung, meine wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen, bitte ich den hochverehrlichen Decan und die Mitglieder der Facultät der Großherzogl. Universität zu Gießen, mir den Grad eines Doktors der Philosophie hochgeneigtest zu übertragen, und beehre mich, für den Fall der Gewährung dieser Bitte, einen Wechsel zur Bestreitung der Promotionskosten beizulegen.“

Zur Unterstüzung seines Gesuchs legte er ein Zeugnis des Intendanten des Stuttgarter Hoftheaters, v. Gall, bei: „Dem Königl. Württemb. Regisseur, Herrn Feodor Löwe, Inhaber der Königl. Württembergischen und der Großherzogl. Hessischen Medaillen für Kunst und Wissenschaft, wird hiermit bezeugt, daß er sich in seinen dienstlichen Eigenschaften stets mit vollstem Rechte die besondere Zufriedenheit seiner vorgesetzten Behörde erworben hat, und daß ferner die letztere neben dem pflichttreuen Diener den mit besonderer Intelligenz und wissenschaftlicher Bildung begabten Mann in ihm zu ehren hatte. Das privatliche Leben des Herrn Löwe betreffend ist der unterzeichneten Behörde nie etwas zu Ohren gekommen, welches demselben nur im Entferntesten zum Nachtheile gereichen könnte.“

Daraufhin urteilt der zum Bericht aufgeforderte Professor Johann Valentin Aldrian⁵): „Der Bittsteller ist, wie er uns mitgeteilt hat, zu Hessen-Cassel im Jahre 1816 geboren, jetzt also seinem 40. Jahre nahe, hat das Lyceum zu Mannheim besucht und sich dann dem Theater gewidmet. Geistige Begabung, äußere Vorzüge und eifrige Studien

gewannen ihm bald Auszeichnung und hatten seine Berufung und die derselben bald folgende feste lebenslängliche Anstellung an der K. Bühne zu Stuttgart zur Folge. Seine vielseitigen Befähigungen erhielten durch Reisen in England, Frankreich und Italien sowie durch den Umgang mit ausgezeichneten Männern nicht nur seines Spezialfaches sondern der Kunst und Wissenschaft überhaupt reiche Nahrung und seine Leistungen als Künstler von Seiten unseres verehrten Großherzogs und des Königs von Württemberg die ehrenvollste Auszeichnung. Allgemein anerkannt ist ferner sein Bestreben, die deutsche Bühne und die dramatische Kunst und zumal die dramatischen Künstler würdig zu heben, und ging er in letzterer Hinsicht mit glänzendem Beispiele voran, indem er gleich den zwei Brüdern John und Charles Kemble⁶⁾ durch sittlichen Ernst und durch das rechte Maß und Ziel in seinem öffentlichen und Privatleben seine Stellung unter seiner Berufsgenossenschaft und in der höheren Gesellschaft sicherte. Der Bittsteller hat sich aber auch als Schriftsteller und namentlich als Dichter in ehrenvoller Weise ausgezeichnet. Seine früheren in Zeitschriften (z. B. Morgenblatt⁷⁾) abgedruckten und voriges Jahr in zwei Bänden gesammelten Erzählungen und Gedichte wurden von der Kritik sehr günstig aufgenommen und die uns vorgelegte⁸⁾ neue Sammlung ist ganz geeignet, sein schönes Talent in das Licht zu setzen. Kraft und Innigkeit des Gefühls, seltne technische Fertigkeit ersetzen, was vielleicht an Phantasie und origineller Erfindungsgabe abgeht; besonders aber ist das bereits oben erwähnte Maß- und Zielhalten im Leben des Petenten auch in dessen poetischen Arbeiten charakteristisch und erinnert fast auf jeder Seite des Buches an das Studium unsres größten Dichters. Das angebogene Zeugnis, welches der K. würt. Intendant des Hoftheaters ausgestellt hat, ist mit obiger Ausführung vereinigt nach meinem Bedünken geeignet, das Gesuch des Petenten zu unterstützen, und trage ich auf Gewährung seiner Bitte an.“

Dazu bemerkt der Korreferent, der Professor der Philosophie Gustav Schilling: „Denkt man sich den Menschen und den Dichter Löwe von dem Schauspieler getrennt und ohne diesen, so sind hinreichende Gründe für den Antrag des Herrn Referenten vorhanden. Der Mensch ist ohne jeglichen bösen Leumund und über den Dichter kann sich Correferent dem Urtheile des Referenten anschließen. Gerade daß das wirkliche Denken und Thun, Fühlen und Sehnen des Einzelnen und der Gesellschaft in Vergangenheit und Gegenwart den Vorwurf der Löwischen Dichtungen ausmacht, zeugt einerseits von guter Beobach-

tung und reichen Kenntnissen, andererseits von wirklicher dichterischer Begabung, die aus dem Realen das Ideale herausgestaltet. Dazu bewegt sich Löwe in mannigfachen Formen mit so entschiedener Gewandtheit, daß er dazu schwerlich ohne theoretisches Studium der poetischen Technik gelangt ist. Da nun die schönen Künste und ihre Theorie in das Bereich der philosoph. Fakultät unzweifelhaft gehören, so kann auf so gute Leistungen wie die vorliegenden der Anspruch auf Promotion gegründet werden. Aber leider — Löwe ist zugleich Schauspieler! Wenn er auch hierin ein wirklicher und denkender Künstler ist — und seine Stellung als Regisseur, das Zeugniß seines Intendanten und die Auszeichnungen, die ihm von unserm Großherzog und dem König von Württemberg zu theil geworden sind, lassen das nicht bezweifeln —, so ist das nur noch ein weiterer Grund, ihn zum *bonarum artium magister* zu ernennen ohne ängstlichen Hinblick auf die Verunehrung seines Standes durch manche ihm nicht gleiche Genossen. Ich meinerseits möchte nicht beitragen, in seiner Brust die bitteren Gefühle wieder aufzuwecken und zu verstärken, die er über die Mißachtung des szenischen Künstlers S. 57 der vorliegenden Gedichte darstellt. Daher trage ich im Einverständniß mit dem Herrn Referenten auf Gewährung seiner Bitte an.“

Den beiden Referaten fügt der Dekan, der Altphilologe Friedrich Osann, den Satz an: „Indem ich Vorstehendes der verehrlichen Facultät zur Abstimmung vorlege, glaube ich darauf aufmerksam machen zu müssen, daß m. E. es nicht die mimische Kunst sein kann, welche die desfallige Promotion zu motiviren habe, obwohl die Vollendung, in welcher Petent sie zu üben versteht, zur Beurteilung des ganzen Menschen gehört, sondern daß vielmehr die poetische Begabung des Petenten zunächst zur Cognition der Fac. gehöre“. Damit soll wohl betont werden, daß die Fakultät sich bei der Verleihung ihrer höchsten Würde nicht durch äußere, wenn auch noch so voll verdiente, Erfolge, sondern von höheren Gesichtspunkten leiten lasse.

Dann folgt die Bemerkung des Mathematikers Hermann Ampfenbach: „Der Umstand, daß Promovend ein Schauspieler ist, dürfte uns nur zu den höchsten Anforderungen in anderer Beziehung veranlassen. Da nun der Nachweis eines ehrenhaften Charakters und nicht gewöhnliche Leistungen in der Dichtkunst vorliegen, so nehme ich keinen Anstand, für die Promotion zu stimmen“.

Da sich alle anderen Mitglieder der Fakultät für die Promotion erklärten und auch der Rektor, der Theolog August Nobel, und der

Kanzler, der Jurist Johann Michael Franz Birnbaum, nichts dagegen einzuwenden hatten, wurde Löwe das Diplom bereits am 13. Dezember 1854 ausgestellt.

Bezeichnend für die damalige Zeit ist in Schillings Gutachten der Satz: „Aber leider — Löwe ist zugleich Schauspieler!“ Sollte damit nicht vielleicht auch eine vorbeugende Kritik gegen Ansichten von Kollegen geübt sein, wie sie wohl in Umpfenbachs Botum angedeutet sind? Das Gedicht, auf welches Schilling hinweist, möge als Schluß folgen.

Ein Stück Bühnenleben!

Braut von Messina! — Auf der Bahre lag
Don Manuel, vom Frauertuch umflossen;
Bleich war sein Antlitz, wie ein Wintertag,
Das Auge, schein gebrochen, fest geschlossen.
An seine Brust warf sich ein jammernd Weib
Und schrie zum Himmel so gewaltige Klagen,
So wahre, als ob wirklich einst ihr Leib
Den da erschlagen müttertreu getragen.

Dazwischen klingt der Chor. Die Kränze sind
Auf seinen Häuptern welt schon und zerrissen;
Düstere Fackeln flackerten im Wind,
Der frostig hinschlich hinter den Coulißen.
Dem scheinbar Toten rann durch Kopf und Brust
Ein tiefer Schauer, seiner Seele graute.
Er dachte an den Bruder von Sankt Just,
Der, so wie er, sich selbst als Leiche schaute.

Bang wird ihm, bang; die Schwüle steigt zur Blut,
Die Spielerregten schnellern Pulse klopfen;
Ihm ist, als hör' er seiner Wunde Blut
Durchs Bahrtuch auf den Estrich niedertropfen.
Er drückt die Hand sich fester auf das Herz,
Daß es die Kerkerwölbung nicht durchschlage;
Entrückt dem Spiel, dem lauten Mutter Schmerz,
Stimmt um sich selbst er an die stumme Klage:

„Und wenn einst wirklich diese Wang' erbleicht,
Die Stirne kalt, die ruhelos gesonnen,
Was ist gewonnen dann und was erreicht?
Es war ein Nebelbild — und ist zerronnen!
Nichts festgehalten! trügerische Kunst,
Die mich zu ihrem Werkzeug auserkoren!
Ein Werkzeug nur — und das Gebild ein Dunst,
Verloren mit dem Licht, das es geboren!

Ein schales Maskenspiel, nur reich an Zwang!
In Schmerz, in Lust, stets mit geschminkter Miene;
Ha, eine Lüge, denn kein Auge drang
Tief in die Werkstatt hinter die Gardine!
Ein Kampf mit Neid und Mißgunst! Nur ein Ball
Geschaukelt von den wechselvollen Wogen
Des Beifalls und des Tadel's! Rauch und Schall!
Und ist's am Ziel — wie Rauch und Schall verflogen!

In Wahrheit arm, an Täuschung überreich!
Wie schnell verdirbt der Tag des Abends Gnaden!
Dem gottverfluchten müden Paria gleich,
Mit meines Standes altem Fluch beladen!
Gesucht, verwöhnt, begafft wie fremder Land,
Doch schon im nächsten Augenblick beschwerlich;
Und drückt uns Der und Jener auch die Hand —
Ei was, jetzt sind auch Henkerfäuste ehrlich.

Verflucht ein Leben, das nach Stunden zählt,
Die ungenützt im Zeitenströme münden,
Die Nerven schwächt und nur die Muskeln stählt,
Die leicht gehorsam Schmerz und Lachen künden!
Geübter Täuscher, der sich selbst beklagt,
So friedvoll scheinend und so unbefriedet,
Und fest, indes der Geier ihn benagt,
An der Verstellung dürrer Fels geschmiedet!

Vor mir im hellen schöngewölbten Saal
Schweigsame Richter an bequemen Schranken,
Vom großen Haufen eine kleine Zahl,
An Dank wie arm, noch ärmer an — Gedanken!
Um mich beschäftigt die Kamraden wert,
Beredte Freunde, zürnende Kollegen!
Wie ist's, Von Cäsar, stieße nicht dein Schwert
Mich gern für immer so aus deinen Wegen?

O glücklich der, dem nichts die Lust verdirbt,
Der nie gefühlt die Qualen der Verneinung;
Der nur um leichte Frauenherzen wirbt
Mit seines Wirkens schillernder Erscheinung;
Der auf die Würfel, auf die Karte wagt,
Was ihm der Schweiß des Puppenspiels getragen,
Und dem der wüßte Saumeltanz behagt
Um Bacchus und der niedern Venus Wagen!

Ich bin die Waare, die zu Markte geht,
Sich selbst anpreisend, vom Gedräng umflutet,
Die jeden Tag aufs neu' zu kaufen steht,
Ein lächelnd Opfer, dem die Seele blutet;

Ein Körper nur, ein brauchbares Metall,
Das leicht in die gewünschte Form zu bringen.
Sein ganzer Wert ist Biegsamkeit und Schall;
Der Hammer schlägt daran, und es muß klingen.“

Und tiefer, immer tiefer, so verlor
Der Mime sich in seines Scheintods Schatten;
Da nimmt die Bahre auf der junge Chor,
Den Sohn dem Vater ähnlich zu bestatten.
Nicht eine Seele ahnt im weiten Rund
Des Hauses, tiefergriffen von dem Spiele,
Den leisen Seufzer aus des Gauflers Mund:
„O wär' es Wahrheit und mein Vorhang feie!“

Anmerkungen.

1. Vgl. Const. von Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Österreich Bd. 15 (1866) S. 421 ff.; Allgemeine deutsche Biographie, Bd. 19 (1884) S. 297 ff.; Ludwig Eisenberg, Großes biographisches Lexikon der deutschen Bühne im 19. Jahrhundert (1903) S. 616 ff.

2. Eisenberg S. 617; Allgemeine deutsche Biographie, Bd. 52, S. 104; Franz Brümmer, Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. Bd. 4, S. 308.

3. Geschichte der deutschen Litteratur, Bd. 4 (1872) S. 308.

4. Gedichte 1854. Auf diese Sammlung gründet sich vor allem das eben erwähnte Urteil von Kurz.

5. 17. September 1793 bis 18. Juni 1864; vgl. Allg. deutsche Biographie, Bd. 1, S. 123. Als Professor der neueren Philologie, Bibliothekar und früherer Censor zum Berichterstatter gewählt.

6. John Philipp Kemble, 1757—1822, in Woverhampton, Manchester, Liverpool, York, Dublin tätig, 1783—1801 am Drurylanetheater in London, meist als Leiter, dann am Coventgardentheater. Charles Kemble, 1775—1854, seit 1797 Schauspieler in London, seit 1803 mit seinem Bruder, seit 1817 allein bis 1836, Direktor des Coventgardentheaters, dann Theaterzensor, verdient um die Pflege deutscher Musik in London.

7. Die bekannte, im Cottaschen Verlag in Stuttgart erscheinende Zeitschrift.

8. Also nicht auf Grund einer dramaturgischen Abhandlung, wie Eisenberg angibt.

9. Karl Volkmar Stoy.

Als man im Jahre 1867 endlich in Oesterreich daran ging, auch für protestantische Lehrer eigene Bildungsstätten zu errichten, steckte man sich seine Ziele gleich hoch und suchte als Leiter der ersten Anstalt, zu deren Sitz Bielitz im Kreise Teschen, Provinz Schlesien, ausersehen war, einen der namhaftesten deutschen Pädagogen, den bekannten Herbartianer, Dr. Karl Volkmar Stoy¹⁾ zu gewinnen. Das Direktorat anzunehmen, konnte sich dieser zwar nicht entschließen, aber er erklärte sich gern bereit, nach Bielitz zu kommen und das neue Seminar einzurichten. Um aber die evangelische Sache, der dort sein Wirken gelten sollte, mit dem rechten Nachdruck vertreten zu können, erschien es ihm wünschenswert, den Grad eines Doktors der Theologie zu besitzen. So wandte er sich denn²⁾ an den ihm bekannten Gießener Professor der Philosophie, Gustav Schilling³⁾ mit einer dementsprechenden Anfrage. Dieser setzte sich sofort mit dem Dekan der theologischen Fakultät, Hermann Hesse⁴⁾ in Verbindung. Hesse machte diesen Gedanken, der außer der Unterstützung der evangelischen Sache in Oesterreich auch die ehrende Anerkennung der Verdienste eines bedeutenden Gelehrten in sich schloß, zu dem seinen. Deshalb brachte er am 22. Oktober 1867 folgenden Antrag bei seiner Fakultät ein, der zugleich trotz aller Kürze ein gutes Bild von Stoy's bisherigem Leben und Wirken gibt.

„Durch unsern Herrn Collegen, den Großherzoglichen Professor Dr. Schilling, bin ich davon in Kenntniss gesetzt worden, daß Rubricat aus besonderen Gründen den Wunsch hat, mit der Würde eines Doktors der Theologie bekleidet zu werden und daß er unserer Facultät großen Dank wissen würde, wenn sie ihm zur Erfüllung dieses Wunsches verhelfen wollte. Ich trage kein Bedenken, einen entsprechenden Antrag an die Facultät zu stellen, und erlaube mir, für Begründung desselben Folgendes mit dem Bemerken voraufzuschicken, daß ich mich dabei auf die Mittheilungen unseres Herrn Collegen Schilling stütze⁵⁾, der mit dem Rubrikaten persönlich bekannt ist und für die Wahrheit der jetzt zu machenden Angaben einsteht.

Karl Volkmar Stoy, zu Pegau in Sachsen geboren⁶⁾, hat seine Vorbildung auf der Fürstenschule in Meißen empfangen und dann in Leipzig Theologie studirt. Nach Absolvirung des theologischen Studiums hat er die Universität Göttingen bezogen, um besonders Philosophie und Pädagogik (unter Herbart) zu studiren. Nachdem er fünf Jahre lang (1839—1844) an der Benderschen Erziehungsanstalt⁷⁾ zu Weinheim

als Lehrer thätig gewesen war, ist er nach Jena übergegangen und dort mit einer Dissertation über Platons Erziehungslehre als akademischer Lehrer aufgetreten. Daneben ist er auch praktisch als Lehrer und Erzieher thätig gewesen: er hat ein Institut geleitet, das allmählich zu großer Blüte, ziemlich bedeutender Ausdehnung und weitverbreitetem Ruf gelangt ist. An der Universität hat er ein pädagogisches Seminar gegründet und daneben — aus freiwilligen Beiträgen und durch Aktien — eine eigene Seminarhsule als Uebungsstätte. Über 400 Lehrer sind in diesen Anstalten gebildet worden, ein großer Theil der akademisch gebildeten Lehrer Thüringens ist aus ihnen hervorgegangen, über ganz Deutschland sind Stoy's Schüler zerstreut. Sachsen aus Siebenbürgen, Ungarn und Ruffen haben bei ihm ihre Ausbildung gesucht; das russische Ministerium der Volksaufklärung hat selbst ältere Männer zu besserer Instruction über das Unterrichtswesen zu ihm gesandt und Gutachten von ihm verlangt und ihm dadurch Gelegenheit gegeben, sich um Rußland Verdienste zu erwerben, welche der Kaiser durch eine Ordensdekoration anerkannt hat. Das Weimar'sche Kultusministerium aber hat jährlich zwei Kandidaten der Theologie an dem Unterricht und den Übungen im Stoy'schen Seminar teilnehmen lassen, in welchem überhaupt noch drei Freitische für Theologie-Studierende bestimmt gewesen sind, um ihnen ihre pädagogische Ausbildung zu erleichtern. Um jedoch aus der absorbierenden Praxis herauszukommen^o), hat Stoy 1866 seine Stellung in Jena aufgegeben, um als besoldeter Honorarprofessor der Pädagogik nach Heidelberg zu gehen. Die von Wien aus an ihn gelangte Aufforderung, die Stelle eines Schulrats zu übernehmen, hat er abgelehnt, ebenso die gleichzeitige Vocation zur Direction des evangelischen Lehrerseminars, welches in Bielitz im Kreise Teschen, einem Grenzposten der evangelischen Kirche und der deutschen Bildung, eröffnet werden soll. Auf weiteres Drängen hat er sich jedoch entschlossen und erboten, dieses Seminar, welches Anfang November eröffnet werden soll, wenigstens einzurichten, zu welchem Zwecke ihm von Karlsruhe aus ein längerer Urlaub bewilligt worden ist. Er glaubt, daß es ihm bei seinem Unternehmen von großem Nutzen sein und zu vieler Erleichterung dienen werde, wenn er als *Dr. theol.* auftreten könne: daher sein Wunsch, diese Würde zu erlangen.

Einem solchen Wunsche hat unsere Facultät nie ihr Ohr verschlossen, wenn es galt, eine Wirksamkeit für die evangelische Kirche — und um eine solche handelt es sich in dem vorliegenden Falle recht eigentlich — unmittelbar oder mittelbar zu unterstützen; ich habe die gute Hoffnung,

daß sie auch jetzt nicht sich schwierig zeigen werde. Einem Pädagogen den theologischen Doctorhut zu verleihen, kann nicht unangemessen sein; Haus und Schule ist die Vorhalle und der Pflanzgarten der Kirche, mit der Ethik steht die Pädagogik in der allernächsten Verbindung und bei uns ist sie zudem Gegenstand der theologischen Vorlesungen und der theologischen Prüfungen. Auch von der Persönlichkeit des Rubricaten kann kein Grund hergenommen werden, seinen Wunsch unbeachtet zu lassen. Nach meiner Berechnung muß er etwa fünfzig Jahre alt sein; er ist ein namhafter, weit bekannter Mann, eine Autorität in seinem Fache und hat sich auch schriftstellerisch wohl ausgewiesen wie — um nur eins zu nennen — in seiner Encyclopädie der Pädagogik, Leipzig 1861⁹). Dabei ist er der Theologie und der Kirche immer nahe genug geblieben, um sich zu einem *Dr. theol.* wenigstens ebenso gut zu qualifizieren, wie seiner Zeit der Candidat Wichern¹⁰) sich dazu qualifiziert hat. Er ist von Haus aus Theolog, seine Schriften zeugen von theologischer Bildung, in Jena hat er im theologischen Seminar gelegentlich den Direktor der katechetischen Abteilung vertreten und die katechetischen Übungen geleitet. An kirchlichen Angelegenheiten hat er sich lebhaft beteiligt, namentlich ist er lange Jahre Vorstand des Weimarer Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung gewesen und hat denselben auf den Generalversammlungen z. B. in Ulm, Nürnberg, Hannover, Lübeck, Dresden, Worms als Deputierter vertreten. Richtet er das Seminar in Bielitz ein und bringt es auf guten Weg: dann macht er sich um die evangelische Kirche gewiß mehr verdient, als mancher Konsistorialrat. Demnach stelle ich den Antrag: die verehrliche theologische Fakultät wolle dem Rubricaten die theologische Doctorwürde *honoris causa* verleihen“.

Da die Fakultät dem Antrag zustimmte, weil ferner weder der Rektor, der Alttestamentler August Dillmann, noch der Kanzler Birnbaum etwas gegen diesen Beschluß einzuwenden hatten, wurde Stoy sein Diplom am 30. Oktober 1867 ausgestellt.

Daß in der That wesentlich das warme Herz für die evangelische Sache Stoy dazu bestimmt hat, seine akademische Tätigkeit zu unterbrechen, zeigt sein Dankschreiben vom 4. November, aus dem einige Sätze wiedergegeben seien: „Aus geistlichem Blute entsprossen . . . verfolgte ich während eines vierjährigen akademischen Lebens auf der Universität Leipzig mit Wärme die Pläne der Jugend. Und als ich später bei meinen weiteren Studien auf der Universität Göttingen der Pädagogik mich zuwandte, tat ich das lediglich darum, weil ich in ihr die natürliche

Freundin und Bundesgenossin der Theologie erblickte. In diesem Sinne beharrte ich in meinem weiteren Leben. Als Dozent an der Universität Jena knüpfte ich die scheinbar gelockerten Bande mit der Theologie sofort wieder und befestigte dieselben mehr und mehr, indem ich in Verbindung mit der theologischen Fakultät wie mit dem Kultusministerium für die pädagogische Heranbildung der künftigen Geistlichen und Schulaufseher zu sorgen unternahm, indem ich im pädagogischen Seminar wie in meiner ausgedehnten Erziehungsanstalt das Amt eines Seelforgers und Predigers verwaltete Es werden auch unsere gemeinsamen Freunde und Brüder, die Evangelischen in Osterreich, in der mir als ihrem Berufenen zuteil gewordenen Auszeichnung eine eigne Auszeichnung, Anerkennung, Ermutigung erblicken. Hochgeehrte Herren! Ich ziehe in die mühevollle Stelle zu Bielitz nicht um irgendeines Vorteils willen, sondern lediglich aus Liebe zur evangelischen Kirche und insbesondere zur Diaspora, welcher ich als langjähriger Vorstand des Jenaischen und Weimarischen Gustav-Adolf-Vereins unter vielen Opfern freudig gedient habe. So darf ich also im Namen dieser evangelischen Freunde in Osterreich, welche jetzt endlich wieder aufzuatmen anfangen und in unerwarteter Energie des gewonnenen Terrains sich zu bemächtigen, dasselbe hier zu bearbeiten, dort zu untermauern begonnen haben — ich darf in dieser Namen mich freuen, daß ich im Besitze der höchsten theologischen Auszeichnung zu ihnen komme. Die Protestanten in Osterreich bedürfen, sie sind auch würdig der Anerkennung“.

Im November ging Stoy nach Bielitz. Dort löste er die übernommene Aufgabe trotz mannigfacher Schwierigkeiten bald mit glücklicher Hand und konnte bereits im Sommersemester 1868 in Heidelberg seine Lehrtätigkeit wieder aufnehmen. Was er dort und seit 1874 wieder in Jena als ein anerkannter Führer auf dem Gebiete der Jugenderziehung bis zu seinem Tod am 23. Januar 1885 geleistet hat, braucht hier nicht hervorgehoben zu werden. In Bielitz aber wirkten als Leiter und Lehrer des jungen Seminars Schüler von ihm und brachten dort deutsche Wissenschaft und deutsches Können zu Ansehen und Ehren.

Anmerkungen.

1. Aus den zahlreichen Schriften über Stoy sei hier nur auf Bliedners Artikel in Reins Encklopädischem Handbuch der Pädagogik, Bd. 8 (Langensalza 1908) S. 909 ff. verwiesen.

2. Also nicht als nachträgliche Ehrung seiner Vieltätigkeit, wie Bliedner S. 910 angibt.

3. Die Universität Gießen von 1607—1907 (Gießen 1907) Bd. 1, S. 454.

4. Über Hesse s. Glaue, Hessische Biographien Bd. 3 (Darmstadt 1929) S. 180.

5. Schillings Notizen liegen noch bei den Akten.

6. Am 22. Januar 1815 als Sohn des dortigen Archidiaconus.

7. Wie viele andere verdankte auch Stoy dieser vortrefflich geleiteten Anstalt viele Anregungen.

8. Über andere Schwierigkeiten, die sich allmählich in Jena für Stoy ergeben hatten, vgl. Bliedner S. 910 und 914.

9. Enzyklopädie, Methodologie und Literatur der Pädagogik. 2. Aufl. 1878; über den Inhalt Bliedner S. 921.

10. Johann Heinrich Wichern, 1808—1881, der bekannte Gründer des „Rauben Hauses“ und Förderer der inneren Mission. Die theologische Doktorwürde verlieh ihm 1852 die Universität Halle.

Der Briefwechsel von Leibniz mit Gießener Mathematikern.

Von Wilhelm Lorey (Frankfurt a. M.).

In meiner Abhandlung „Aus der mathematischen Vergangenheit Gießens“¹⁾ ist wiederholt Leibniz erwähnt, weil mit auf seine Empfehlung hin Baget und Liebknecht das mathematische Ordinariat in Gießen erhalten haben²⁾. Es wurde auch auf einen schon im 18. Jahrhundert gedruckten Brief von Leibniz an Liebknecht hingewiesen. Die Vermutung aber, in dem großen Leibnizschen Briefwechsel, der in der vormals Königl. und Provinzialbibliothek zu Hannover aufbewahrt wird, dürften noch mehr für die Geschichte der Gießener Mathematik in Betracht kommende Briefe vorhanden sein, konnte ich erst bestätigen, als die Abhandlung schon druckfertig war. Bodemanns Verzeichnis des Briefwechsels³⁾, das mir Professor Mahnte in Marburg, der für die große Leibnizausgabe der Preussischen Akademie der Wissenschaften den mathematischen Briefwechsel bearbeitet, freundlicher Weise zur Einsicht überließ, führt in der Tat unter den Briefschreibern auch Baget und Liebknecht auf, auch einen Brief Hambergers über Liebknecht; außerdem aber auch den Gießener Vorvorgänger von Baget, Friedrich Nitzsch. Durch Herrn Mahnte erfuhr ich ferner von einem Briefwechsel zwischen Leibniz und Baget, der in der hessischen Landesbibliothek zu Darmstadt aufbewahrt wird.

Alle diese Briefe, die ich in der Frankfurter Stadtbibliothek durcharbeiten konnte, bieten in rein mathematischer Hinsicht sachlich nicht sehr viel im Vergleich zu den schon bekannten Briefen von Leibniz mit berühmten Mathematikern. Aber die Vermutung, die Herr Mahnte 1921 in einer Abhandlung über den Vater des Gießener Mathematikers Baget⁴⁾ geäußert hat, bei der er am Schluß auch auf Augustin Baget zu sprechen kommt, daß der Darmstädter Briefwechsel mathematisch von besonderem Interesse sein dürfte, trifft doch zu. Noch höheren Wert hat der Briefwechsel für die Wissenschaftsgeschichte,

insbesondere für die Gießener Verhältnisse. Es ist daher wohl angebracht, in einer besonderen Abhandlung über diesen Briefwechsel von Leibniz mit Gießener Mathematikern zu berichten. Sie soll als Ergänzung zur „Mathematischen Vergangenheit Gießens“ dienen; zugleich wird sich Gelegenheit bieten, die Geschichte der Gießener Mathematik des 17. und 18. Jahrhunderts in einigen andern Punkten auf Grund nachträglicher Funde zu ergänzen. Der Bericht wird nach den Gießener Mathematikern Friedrich Nitsch (1641—1702), Augustin Vaget (1670—1700), Johann Georg Liebknecht (1679—1749) in zeitlicher Folge geordnet.

Friedrich Nitsch⁵⁾.

Es sind in Hannover sieben Briefe von Nitsch an Leibniz vorhanden; von ihnen sind sechs in der Zeit vom 15. November 1670 bis zum 11. Oktober 1671 aus Gießen nach Mainz gerichtet, wo Leibniz damals im Dienst des Kurfürsten stand. Aus dem März 1671 ist der Entwurf einer Leibnizschen Antwort vorhanden, von ihm selbst geschrieben. Diese sechs Briefe und der Leibnizsche Entwurf, alle in lateinischer Sprache, sind schon in der erwähnten Leibnizausgabe der Preussischen Akademie abgedruckt⁶⁾. Außerdem gibt es noch einen Brief von Nitsch in deutscher Sprache vom 23. April 1678, der nach Hannover gerichtet ist. Dieser Brief ist in der Akademieausgabe nicht mit abgedruckt. Während Nitsch (im Gegensatz zu Leibniz) sonst recht deutlich schreibt, ist bei diesem mit deutschen Buchstaben geschriebenen Brief die Ortsangabe und der Namenszug bei der Unterschrift schwer zu entziffern. Eine genaue Schriftvergleichung läßt aber keinen Zweifel, daß es Gießen und Nitsch heißt. Außerdem steht auf der Rückseite von fremder Hand deutlich „Nitsch“.

Der Name Nitsch taucht schon vorher in einem Brief von Leibniz an den Leipziger Professor Jacob Thomastus vom 26. September 1668 auf⁷⁾: *Nitschium nostrum professorem matheseos Giessensem factum video*. Leibniz spricht dort von dem für Deutschland sehr nützlichem Bestreben Nitschs, die französische Gelehrtenzeitschrift in deutscher Übersetzung herauszugeben. Nitsch selbst schreibt am 18. Dezember 1670: *Sturmius⁸⁾ et ego versionibus tempus terimus, ille versione Antiquorum, ego Gallorum*. Er wünscht daher auch brieflichen Verkehr mit französischen Gelehrten, was Leibniz wohl leicht vermitteln könne. Dieser hatte damals schon einen ausgedehnten Briefwechsel. In einem Brief an den kaiserlichen Bibliothekar Peter Lambeck vom August 1671

zählt er unter seinen Korrespondenten auch Nitsch auf⁹). Aus den Übersetzungen scheint allerdings aus Mangel an Geld nichts geworden zu sein, wie aus einem Brief von Leibniz an den Hamburger Professor der Logik Fogel vom 14. Januar 1671 hervorgeht, in dem er ebenfalls als *Nitzschius noster* erwähnt wird¹⁰).

In diesem *noster* erkennt man die freundschaftliche von der Leipziger Studienzeit herrührende Beziehung, die sich auch in der Anrede zeigt, mit der Nitsch seinen Brief vom 5. November 1670 eröffnet: *Vir nobilissime atque clarissime, Fautor atque Amice honoratissime*¹⁰).

Nitsch bedauert, erst jetzt, von einer Reise zurückgekehrt, zwei Briefe von Leibniz beantworten zu können. Die Reise hat ihn nach Leipzig und Jena geführt; aus Jena übermittelt er Grüße des dortigen Mathematikers Weigel, von dem als Leibnizens Lehrer schon in meiner früheren Abhandlung die Rede war. Leibniz hat offenbar Nitsch von seinem Briefwechsel mit berühmten Gelehrten, wie dem Astronomen Kircher in Rom, berichtet, und dazu gratuliert ihm Nitsch. Er fährt dann fort: *Et mihi gratulari poteris, Amice, partim de Mutatione facta, ad quam non levem olim in Conferentium societate dedidisti stimulum, partim de impetrata jamjam Licentia.*

Unter dieser *Mutatio* ist bei Nitsch der schon in der Abhandlung erwähnte Übergang vom theologischen zum juristischen Studium¹¹) gemeint, zu dem also auch Leibniz mit angeregt hat. Die beiden sind sich in Leipzig in einer Art von wissenschaftlichem Studentenverein nähergetreten, der *Societas Conferentium*. Dieser Verein, vom späteren Leipziger Professor der Rechtswissenschaft Geisler 1664 gegründet, hat nach Ausweis des in Leipzig noch vorhandenen Rassenbuchs Jahr für Jahr 9—12 Mitglieder gehabt¹²). Leibniz, der auch zweimal Rassenführer war, ist als Magister der philosophischen Fakultät beigetreten. Als er dann in Altdorf zum *Dr. jur.* promoviert worden war — in Leipzig war er nicht zugelassen worden, angeblich auf Betreiben der Frau des Dekans¹³) — schickte die *Societas* ihrem auswärtigen Mitglied eine Glückwunschartadresse. Viele Mitglieder, unter ihnen auch Leibniz, waren oft im Rückstand mit ihren Monatsbeiträgen; mehrfach wurden diese schließlich als uneinbringlich gestrichen. Der Verein hat gelegentlich auch ein Fest veranstaltet, das ein erhebliches Loch in die Kasse riß. Nach alledem kann man die *Societas Conferentium* als eine Vorläuferin der im 19. Jahrhundert entstandenen wissenschaftlichen Studentenvereine ansehen, die viele Jahrzehnte in der Hauptsache ältere Studenten und junge Doktoren durch gemeinsame wissenschaftliche

Interessen vereinigten, aber doch auch freundschaftlich-persönliche Beziehungen herstellten, die über die Studentenzeit hinaus anhielten. So wird denn auch Leibniz durch Nitsch wie über sonstige Vorgänge in der Universitätswelt so auch über das weitere Leben in der *Societas Conferentium* unterrichtet. Sie scheint nach einem Brief vom 18. Dezember 1670 am Aussterben gewesen zu sein *propter arrogantiam unius alteriusque*. In dem Artikel Geisler bei Jöcher heißt es allerdings: die von Geisler begründete *Societas Conferentium* besteht heute (1750) noch, aber unter dem geänderten Namen *Collegium anthologicum*. Nitsch berichtet aber auch von sonstigen Vorgängen in der wissenschaftlichen Welt. Wir hören von dem Leipziger Professor der Mathematik Kuhnius, bei dem Leibniz einst gehört und dessen schwerverständliche Vorlesungen er Studienfreunden klar gemacht hatte¹⁴). Nitsch schreibt am 18. Dezember 1670: *Kuhnium credo resipuit vel resipuisse videtur. Omnem animi promptitudinem mihi ipsum visitanti declaravit*. Demnach hatte Kühn an psychischen Störungen gelitten. Es werden auch die mathematischen Studienfreunde Diezel und Pfaus erwähnt. Von Diezel, der später außerordentlicher Professor der Mathematik in Leipzig geworden ist¹⁵), heißt es: *Diecelius Dresdae apud Klemmium Cameralem pueros informat; quam ipsi vellem fortunam meliorem!* Pfaus ist Assessor der philosophischen Fakultät geworden und liest über Astronomie. Er bekam später das mathematische Ordinariat in Leipzig. Von ihm wird in Hannover ein Brief an Leibniz aufbewahrt, der sich auf die von den Juristen angegriffene Leibnizsche Diskontierungsformel bezieht; ich werde darüber an anderer Stelle berichten.

Im gleichen Brief gibt Nitsch Auskunft über einen Studenten der Rechte. Die Auskunft ist nicht günstig. Ganz allgemein, sagt er, haben die Studenten der Rechtswissenschaft kein Interesse für *Humaniora*, den juristischen Kurs erledigen sie schnell und oft kaum zu Ende, bestrebt, möglichst rasch in die Praxis zu kommen; es seien aber zwei Studenten der Theologie vorhanden, die allgemeine wissenschaftliche Interessen hätten.

Am 15. Januar 1671 bittet er Leibniz im Namen der Universität um Unterstützung in einem Rechtsstreit mit der Stadt Erfurt, die seit langer Zeit der Universität 1400 Gulden schuldet, aber nur für die zwei letzten Jahre Zinsen zahlen will. Die Universität wünscht von Leibniz zu wissen, wie sie zu dem Kapital und allen ihren Zinsen kommen kann. Daß sich die Universität durch Nitsch an seinen damals noch

nicht so berühmten Studienfreund Leibniz wendet, erklärt sich offenbar aus dessen Stellung am Hof des Mainzer Kurfürsten, zu dessen Sprengel auch Erfurt gehörte.

Die beiden folgenden Briefe vom 3. Februar und 29. März 1671 behandeln u. a. optische Fragen, wie die wiederholte Spiegelung an Winkelspiegeln. Nizsch stimmt mit Leibniz nicht ganz überein, und dieser empfiehlt in seiner Antwort vom 16. Mai 1671 eine Anfrage bei Weigel, ein Rat, dem Nizsch folgen will. Gleichzeitig schickt er an Leibniz die schon in meiner früheren Abhandlung erwähnte Arbeit *De motu maris*, von der er sagt: *Dn. quidam Respondens elaboravit, hypothesin tamen meam in explicandis maris motibus secutus est.* Die in meiner Abhandlung auf Grund der Bibliographie bei Strieder gedruckte Angabe, diese Dissertation sei erst 1701 erschienen, als Nizsch, der inzwischen Kanzler geworden war, die mathematische Professur längst aufgegeben hatte, ist demnach zu berichtigen.

Am 11. Oktober 1671 bedauert Nizsch, durch viele Geschäfte, namentlich die seines Ordinariats, lange Zeit am Brieffschreiben verhindert gewesen zu sein. Aber auch zwei bevorstehende Ereignisse nehmen ihn in Anspruch: die Hochzeit mit der Tochter des Gießener Universitätskanzlers Hartmann Jacobi und seine juristische Promotion. Zu beiden ladet er Leibniz ein; dieser ist der Einladung wohl nicht gefolgt. Nun scheint der Briefwechsel mehrere Jahre zu ruhen. Erst, wie erwähnt, vom 23. April 1678 ist ein deutsch geschriebener Brief von Nizsch an Leibniz vorhanden. Nizsch benutzt die Gelegenheit, da Akten von der Gießener Juristenfakultät nach Hannover zurückzuschicken sind, um mit Leibniz wieder in Verbindung zu treten. Er beglückwünscht Leibniz zur Berufung nach Hannover, von der er durch den Leipziger Professor der Rechtswissenschaft Gottfried Schilter¹⁶⁾ gehört hat. Von sich selbst sagt er: „Meiner Art lebe ich Gottlob noch vergnügt, wiewohl sich *rerum facies* in etwas geändert, nachdem mein Herr Schwähervater hier abgebaut und sich in den Kurmainzischen Dienst begeben. *In facultate juridica* bekleide ich *Pandectum Professionem* und gehet mir sonst Gott sei Dank noch so, daß ich seiner Allmacht zu danken Ursach habe“. Originalbriefe von Leibniz an Nizsch scheint es leider nicht mehr zu geben.

Wenn es erlaubt ist, aus den vorliegenden Briefen auf die Persönlichkeit von Nizsch zu schließen, so möchte ich ihn als einen optimistischen, gänzlich unkomplizierten, mit Sinn für die Praxis des Lebens begabten, die Geselligkeit liebenden Mann deuten, der auch gelegentlich harmlos

derbe, aber nicht ganz salonsfähige Urteile fällt, wenn er z. B. von Beutel schreibt, er treibe nur Astrologie *ex podice Chaldeorum*¹⁷). Seine mathematischen Kenntnisse und Interessen gingen sicher nicht sehr tief. Auch philosophisch war er gewiß nicht besonders interessiert. Es ist daher auch mehr ein äußerer Grund, der dazu geführt hat, seine Briefe in die Reihe des philosophischen Briefwechsels der Akademieausgabe aufzunehmen, wie das auch in der Einleitung des betreffenden Bandes gesagt ist. In der Hauptsache war Nitsch doch wohl Jurist mit allgemein wissenschaftlichen Interessen. Alles in allem jedenfalls ein großer Gegensatz zu seinem zweiten Nachfolger Baget.

Augustin Baget¹⁸).

Neunzehn eigenhändige Briefe von Leibniz an Baget sind in Darmstadt vorhanden; sie sind in einem Pappband gebunden¹⁹). Sie stammen aus der Zeit vom 15. Dezember 1692 bis 2. Mai 1698 und kamen alle aus Hannover. Derselbe Band enthält fünf Entwürfe zu Briefen von Baget an Leibniz; außerdem elf Briefe von anderen an Baget. Die Urschriften von Bagets Briefen befinden sich in Hannover. Es sind 29 Briefe aus der Zeit vom 4. November 1692 bis 27. August 1698; sie stammen aus Wittenberg, Hamburg, Göttingen und Gießen. Einem ist ein Brief Bagets an den Göttinger Pädagogarchen v. Dransfeld beigelegt, vermutlich eine Abschrift, die Baget an Leibniz mitgeschickt hat. Auf einigen Briefen hat Leibniz den Entwurf seiner Antwort niedergeschrieben; sein Brief vom 27. Oktober 1693 ist in Reinschrift von fremder Hand vorhanden, aber mit Leibnizens Unterschrift, wie er auch die Anschrift eingetragen hat. Der gesamte Briefwechsel ist in lateinischer Sprache geführt. Bagets Handschrift ist (im Gegensatz zu der Leibnizschen) sehr deutlich zu lesen. Er benutzt Folio- oder Quartbogen, während Leibniz meistens ein kleines Format gebraucht.

Der Briefwechsel wird durch den 22jährigen Baget am 12. November 1692 eröffnet. Er knüpft an die Beziehungen seines Vaters zu Leibniz an. In der Tat hatte Leibniz mit dem Vater Bagets, der Professor der Philosophie in Hamburg war, brieflich verkehrt, veranlaßt durch das gemeinsame Interesse für Jungius, dessen literarischen Nachlaß Johannes Baget zu betreuen hatte²⁰). Der junge Baget übersendet seine Wittenberger Dissertation, ohne aber im Brief ihren Titel zu nennen. Diese „*Dissertatio geometrica de methodo exhaustionis et indivisibilium*“ habe ich nachträglich in der Frankfurter Stadtbibliothek gefunden, wo sie unter dem Namen des Wittenberger

Professors der Mathematik Martin Knorr verzeichnet ist. Im Artikel Knorr bei Jöcher wird sie auch als dessen Arbeit aufgeführt. Sicher ist sie aber eine selbständige Arbeit von Baget, der sie am 26. Oktober 1692 unter dem Vorsitz von Martin Knorr *Math. Inscr. Prof. Publ.* öffentlich verteidigt hat. Sie umfaßt mit dem Titelblatt 24 Quartseiten und eine Tafel mit 17 Figuren. In den achtzehn Paragraphen des ersten Teils will er in Kürze und Klarheit das bei den Alten übliche Verfahren der Exhaustion auseinandersetzen. Er führt Euklid und Archimedes an, aber auch eine Arbeit von Galilei und (merkwürdigerweise ohne den Verfasser zu nennen) die *Medicina mentis*. Gemeint ist die bekannte Schrift von Tschirnhaus, der an anderer Stelle auch als *illustris et generosus auctor* bezeichnet wird. Es werden aber auch die Engländer Barrow, Newton und Thomas angeführt, von denen der letzte die Exhaustion falsch angewandt habe. Für das weitere Studium wird auf den französischen Mathematiker Bullialdus verwiesen²¹). Der zweite Teil behandelt, ausgehend von Cavalieri, Guldin und Kepler, das Verfahren der Indivisibilen. Auch hier zeigt sich eine gründliche Kenntnis der damals neuzeitlichen Literatur. Baget wendet sich schließlich zu der 1656 erschienenen *Arithmetica infinitorum* von Wallis; es werden die dort auftretenden Reihensumationen gekennzeichnet, aber auch die Bedenken erwähnt, die Frenicle und Bullialdus geäußert haben; am Schluß wird auch einer 1688 in den *Acta eruditorum* erschienene Arbeit von Bernoulli gedacht, in der eine der von Wallis induktiv gewonnenen Sumationen streng behandelt wird. Die volle Tragweite des von Bernoulli dort benutzten Beweisverfahrens der vollständigen Induktion scheint freilich Baget noch nicht erkannt zu haben. Für eine andere Gelegenheit behält er sich vor, die aus allen diesen hervorgegangene Differentialmethode, *cui peculiare calculi genus summus Vir G. G. Leibnizius aptavit*, zu erklären.

Diese Wittenberger mathematische Dissertation von 1692 ist für ihre Zeit eine sehr tüchtige Arbeit; sie läßt Baget als einen jungen Mathematiker erkennen, der sehr gründliche Studien gemacht hat. Zugleich wirft sie ein günstiges Licht auf die mathematische Kultur der Universität Wittenberg; sie bestätigt die schon in meiner früheren Abhandlung ausgesprochene Vermutung, daß sich in Wittenberg in jener Zeit ein selbständiges Studium der Mathematik zu entwickeln beginnt. Auffallend bleibt, daß der Vorsitzende Knorr als Professor der niederen Mathematik bezeichnet wird. Daß Knorr sich in jenen Jahren auch schon mit der Differentialrechnung von Leibniz beschäftigt

hat, erfährt man aus einem Brief von Leibniz, in dem es heißt, Knorr habe Druckfehler in der betreffenden Abhandlung der *Acta eruditorum* gefunden.

Leibniz urteilt über Vagets Dissertation in seinem Brief vom 15. Dezember 1692, durch den er den Empfang dankend bestätigt, wie folgt: *Dissertatio ipsa, quam misisti, ut inferiorem mathesin attingit, ita non exiguam spem facit, posse a te praeclara expectari, si eo quo coepisti gradu scientiae adytas penetrare perges, a quibus plerique vulgo longe arcentur.*

Leibniz erkundigt sich nach dem Nachlaß von Jungius und bedauert das schwere Unglück, das den Vater Vagets betroffen hat²²); er trägt schließlich Grüße an Knorr auf. Kurze Zeit darauf, am 17. Januar 1693, gibt Vaget die gewünschte Auskunft über Jungius und fragt Leibniz, wie er über seine Absicht denke, eine Arbeit über die Sonnenflecken zu schreiben. Dem *Clarissimo et Doctissimo juveni* antwortet Leibniz am 17. Februar 1693. Er begrüßt das Thema sehr, das eine glückliche Verbindung von Mathematik und Physik darstelle. Über seine Differentialrechnung hat er einen Brief von Marquis de l'Hospital erhalten²³). Welchen guten Eindruck Leibniz schon damals von Vaget hatte, zeigt der Schluß seines Briefes: *Ut in praeclaro cursu pergas, hortatore non eges. Ego currentem plausu prosequor.*

Am 18. August 1693 schickt Vaget die Abhandlung *De maculis in sole visis*, die von ihm als Vorsitzendem und Michael Ernst Ettmüller aus Leipzig als Respondens am 2. August 1693 verteidigt worden war, an Leibniz. Der Arbeit ist eine zwei Seiten umfassende, schwungvolle, mit Stellen aus griechischen und römischen Dichtern durchsetzte Widmung vorausgestellt. Sie stammt aus der Feder des Wittenberger Mediziners Georg Franck von Franckenau: *Viro praeclarissimo Dn. M. Augustino Vageto suavissimo συνοίχω και συνοίτω*. Demnach wohnte Vaget in Franckenaus Haus und wurde dort auch gepflegt. Auf der Anschrift eines seiner Briefe hat Leibniz angegeben: „Abzugeben im Hause des Herrn von Franckenau“. Dieser, 1643 in Naumburg geboren, hat in Leipzig studiert und scheint ebenfalls Mitglied der *Societas Conferentium* gewesen zu sein; das erwähnte Rassenbuch führt einen Franck auf. Leibniz hat auch mit ihm Briefe gewechselt. Von seinem jungen Hausgenossen muß Franckenau einen sehr günstigen Eindruck gewonnen haben. Mehr noch als alle Künste schätzt er (wie er in der Widmung sagt) Vaget, der sich wie ein Phönix aus der Asche des Feuers, das ihm der Vater geraubt hat, emporshawang in das

Reich der Gelehrsamkeit, unterstützt durch große Tugend und einen ungewöhnlichen Fleiß. Wenn er fortfährt: *Nec despera de melioris sortis eventu. Orare perge et laborare*, so läßt das wohl erkennen, daß sich Baget damals schon Sorgen um seine Zukunft gemacht hat.

Die Widmung ließ vermuten, daß in dem in Hannover aufbewahrten Briefwechsel zwischen Leibniz und v. Franckenau auch von Baget die Rede sei; diese Vermutung hat sich bestätigt. In drei Briefen spricht Franckenau über Baget. Am 7. November 1693 schreibt er, offenbar auf Drängen seines jungen Hausgenossen, einen längeren Brief mit allerlei Mitteilungen; darin heißt es zum Schluß: *Hac vice incomitis hisce meis ut Te, Vir Amplissime, onerare in causa fuit filii mei junioris ephorus doctissimus Juvenis M. Vegetius, qui te tuo patrocinio haud vane gloriatur, egoque illi serio gratulor*. Diesen Brief hat Baget wohl seinem Brief vom 8. November 1693 beigelegt. Am 1. Oktober 1694 heißt es in Franckenaus Brief: *M. Vegetio Tuas tradidisti, qui devotum cultum suum responsu testabitur*. Und schließlich erkennen wir auch aus einem Brief vom 25. Juni 1695, wie Bagets Unruhen und Sorgen wegen einer Stellung im Hause Franckenaus bekannt ist: *Cl. Dn. Adjunctus Vegetius desiderande desiderat hinc Gottingam evocari, cui homini fidelissimo et doctissimo fautissima quaeque precor*. In den vorhandenen Entwürfen Leibnizscher Antworten kommt der Name Baget aber nur einmal vor. Leibniz hält am 12. Juli 1695 eine Franckenau betreffende Angelegenheit durch seinen Brief an Baget für erledigt.

Die Arbeit über die Sonnenflecken, die Baget später in Gießen noch einmal veröffentlichte, läßt ebenfalls gründliche Studien erkennen. Dankbar gedenkt Baget seines Hamburger Lehrers Heinrich Siver²⁴), unter dessen Anleitung er schon als Gymnasiast Sonnenflecken beobachtet hat. Dem Ostfriesen Fabricius, der mit einem holländischen Fernrohr in seiner Heimat Sonnenflecken beobachtet und 1611 in Wittenberg darüber geschrieben hat, gebührt nach Baget vermutlich die Priorität vor Scheiner und Galilei. Daß Baget unter seinen zahlreichen Nachweisen auch einen Beitrag aus einer 1692 erschienenen italienischen Zeitschrift (*Miscellanea Italica*) sowie das 1690 erschienene *Dictionaire Mathématique* von Ozanam nennt, zeigt, wie Wittenberg mit der wissenschaftlichen Welt Europas in Verbindung stand. Indem Baget selbst aus den Beobachtungen Folgerungen zu ziehen sucht, kommt er auf die Weltssysteme von Ptolemäus und Kopernikus zu sprechen, die er beide richtig als Hypothesen hinstellt. Zur Erläuterung

des Kopernikanischen Systems schlägt er eine kleine Maschine vor. Eigene Beobachtungen scheint er damals noch nicht wieder angestellt zu haben; er hat sie geplant, ist aber, wie sein Brief vom 15. September zeigt, durch seine schwache Gesundheit daran gehindert worden. Leibniz nennt in seiner Antwort vom 27. September 1693 weitere Schriften über die Sonnenflecken. Er entwickelt dann kurz seine Ansicht über die Ursache der Schwere und erzählt Baget, seit kurzem zeige auch Huygens²⁵) Anteil für die Differentialrechnung und wolle sich mit ihr vertraut machen. Am 8. November 1693 berichtet Baget über Wittenberger Vorgänge in den verschiedenen Fakultäten, unter anderm auch von einer Erkrankung Knorr's. Von wissenschaftlichen Fragen wird die Bewegung der himmlischen Körper gestreift. In seiner langen Antwort vom 27. Dezember 1693 sagt Leibniz: *Ingratus sim, si tibi non multum debere nequeam*. Er bedauert Knorr's Erkrankung. Gegen die Newton'sche Theorie der Planetenbewegung hat er manche Bedenken. In einem Brief aus Italien ist ihm das Mißverständnis begegnet, daß jede Größe, die durch eine unendliche Reihe rationaler Größen dargestellt werden kann, selbst rational sei²⁶). Es sind doch nicht alle, sagt Leibniz, imstande, richtig über das Unendliche zu urteilen. Er hätte gern junge Leute zur Hilfe, da er nicht allein bei den jetzt länger gewordenen Rechnungen alles durchführen kann; in Hannover hat er solche Hilfe leider nicht. Im Gegensatz zur Meinung vieler, daß das Beste in dieser neuen Rechnung schon geleistet sei, sieht er, daß das meiste und schwierigste und darum schönste noch zu tun ist. Dann kommt er auf seine jetzt fertig gewordene Rechenmaschine zu sprechen, die völlig verschieden von den Neper'schen Stäbchen ist. Mit ihr kann auch ein Kind die größten Multiplikationen ausführen.

Mit Baget's Brief vom 12. Juni 1694 beginnt die Frage wegen eines Amtes. Herr von Franckenau, der etwas für ihn tun wollte, war bisher immer verhindert, und darum wendet sich Baget an Leibniz. Im übrigen berichtet er über Vorgänge an verschiedenen Hochschulen. In Wittenberg nimmt die Zahl der Studenten ab. In Jena ist zur Unterstützung Weigels der bisherige Adjunkt der philosophischen Fakultät Hamberger a.o. Professor der Mathematik geworden; ihm soll, wie Baget hört, das mathematische Studium viel verdanken, er lehre mit großem Beifall und werde sicher einmal Weigels Nachfolger werden.

Leibniz dankt für die Nachrichten mit einem kurzen Brief vom 29. September 1694, ohne auf die Frage eines Amtes einzugehen.

In seinem nächsten Brief vom 20. Oktober 1694 berührt auch Baget die Frage nicht. Es treibt ihn nur, Leibniz wieder einmal zu schreiben, wenn sich auch nichts Besondere ereignet hat. Er erwähnt aber Spener in Halle, gegen den die Wittenberger Theologen vorgehen. Am Schluß kommt er auf den Gegenstand seiner ersten Abhandlung zurück und sagt: *Si forte ingenio meo doctrina de indivisibilibus pervia futura sit, optarem a Tua, Vir summe, quam promisisti indivisibilium geometria lucem acciperet orbis mathematicus.*

Nun ruht der Briefwechsel ein halbes Jahr. Baget ist mit einer Arbeit beschäftigt, die er am 19. März 1695 an Leibniz schickt: *Dissertatio de quadrato magico impari*. Er führt selbst den Vorsitz; *Respondens* ist Albert zu Felde aus Bremen. Baget will sich mit der Arbeit um die freigewordene Professur im Hamburger Gymnasium bewerben²⁷). Ausgehend von dem Mißbrauch der Mathematik, wendet er sich gegen die Zahlenmystik bei der Beschäftigung mit magischen Quadraten. Auch diese Arbeit zeigt wieder eine gute Literaturkenntnis. Zum Beispiel wird Michael Stiefels berühmte *Arithmetica Integra* angeführt; besser noch ist nach Baget das 1694 in Paris erschienene Buch des Franzosen Prestet *Nouveaux éléments des mathématiques*. Baget nennt auch Frenicle, de la Hire, Kaspar Schott und Roberval. Dann fährt er fort: *Nobis autem propositum est ostendere ex ipsis fundamentis, quomodo se habeat haec numerorum additio; ac primum quidem notiones formabimus distinctas, tum vero ex theorematibus paucis solutiones problematum instituemur ac tandem varios aliorum solvendi modos et nonnulla quadrati magici genera alterius generis.*

Er beweist unter anderm die Regeln, die Prestet angegeben hat. Der Abhandlung sind Leitsätze für die Disputation angefügt, die am 23. Februar 1695 stattfand. Von den sechs Sätzen bezieht sich einer auf die Idee eines glaslosen Mikroskops, über die Baget später in Gießen eine Arbeit veröffentlicht hat²⁸). Der Begleitbrief enthält die Nachricht, daß es im allgemeinen allen gut ginge. Allerdings seien in Wittenberg viele gestorben, die nicht genügend auf Diät gehalten hätten. Unbegründet sei aber das Gerücht, daß in Wittenberg die Pest herrsche; es handelt sich um die endemische Krankheit, die durch ganz Deutschland schleiche.

Für die Abhandlung dankt Leibniz in einem kurzen Brief vom 27. Februar 1695; er entschuldigt sich, daß er selbst mehrere Monate nicht geschrieben habe. Da Baget noch eine Arbeit über gerade magische Quadrate plane, macht er ihn auf das Buch eines sehr gelehrten

Beobachters aufmerksam, der ihn kürzlich besucht habe: Lalovera, französischer Gesandter beim König von Siam, in dessen Reisebericht sich über die bei jenen entfernten Völkern bekannten und geschätzten magischen Quadrate manches finde. Es ist das zweibändige Werk gemeint, das Leibniz auch als Geschenk des Verfassers besaß, wie sein eigenhändiger Eintrag bekundet: *de la Loubère: Du royaume de Siam*, Paris 1691²⁹). Der zweite Teil behandelt auf den Seiten 259—309 die magischen Quadrate bei den Indern. Auf dieses Werk hat Baget in seiner nächsten Abhandlung hingewiesen, die sich auf zehn Seiten mit den geraden magischen Quadraten beschäftigt. Sie ist schon im nächsten Monat fertig geworden. Das Begleitschreiben, mit dem er sie Leibniz schickt, ist nicht erhalten. Leibniz dankt schon am 2. Mai 1695; er bedauert, daß aus Hamburg nichts geworden ist, was ihm offenbar Baget in dem Begleitschreiben mitgeteilt hat. Dafür eröffnet ihm aber nun Leibniz Aussicht auf eine Professur am Göttinger Gymnasium, dessen Pädagogarch von Dransfeld kürzlich während eines Besuchs bei Leibniz mit ihm über die freigewordene Mathematikerstelle gesprochen hatte. Auf diesen Brief vom 2. antwortet Baget am 6. Mai. Er ist inzwischen Adjunkt der philosophischen Fakultät geworden und möchte am liebsten in der akademischen Tätigkeit Wittenbergs bleiben. Tschirnhaus hat ihm ein Amt in Dresden in Aussicht gestellt, doch ist er auch bereit, nach Göttingen zu gehen. Zwei Tage darauf schreibt er schon wieder an Leibniz. Er hat inzwischen aus Göttingen selbst eine Anfrage erhalten, die ihn aber bedenklich macht: er soll neben Mathematik auch griechische Sprache unterrichten; auch die Pflichtstundenzahl erscheint ihm zu hoch. Am 11. Mai bittet er Leibniz um Rat wegen der Dresdner Stelle. Dort soll er nicht Erzieher eines Knaben, sondern Hilfslehrer an der Bersdorffschen Schule werden, wozu er keine rechte Neigung hat. Er hat aber seine Abhandlungen hingeschickt; außerdem ein Gedicht zu Ehren der englischen Königin. Leibniz will er demnächst eine neue Arbeit über die Säulen im Salomonischen Tempel senden.

Den Ruf nach Dresden lehnte er schließlich ab, weil ihm, wie er am 21. Mai Leibniz schreibt, ein öffentliches Amt lieber ist als eine private Stelle. Dabei ist er in Sorge wegen der Göttinger Aussichten, weil er von dort nichts hört. Voller Unruhe schreibt er schon am 28. Mai wieder an Leibniz; an demselben Tag bittet er den Pädagogarchen um umgehenden Bescheid. Am gleichen Tag hatte aber auch Leibniz seinem jungen Freunde geschrieben, um ihn zu beruhigen; die

Verhandlungen zögen sich noch etwas hin. Sofort nach Eintreffen dieses Briefes, Samstag, den 1. Juni 1695, schreibt Baget von neuen Sorgen: der Herzog von Braunschweig solle in seinem Land niemand zu einem öffentlichen Amt zulassen, der in Wittenberg studiert habe³⁰). Er glaube allerdings nicht, daß ihm das hinderlich sei. Am 25. Juni zeigen sich bei Baget neue Hemmungen wegen der Stundenzahl und wegen des Unterrichts im Griechischen und Latein, den Dransfeld doch viel besser selbst geben könne. Leibniz fordert ihn nun am 30. Juni im Auftrag des Pädagogarchen auf, unverzüglich nach Göttingen zu kommen. Die Schwierigkeiten wegen des Griechischen würden sich beheben lassen. Auf der Reise nach Göttingen möge er ihn in Hannover besuchen. Am 5. Juli 1695 meldet Baget, daß er auch von Göttingen die Aufforderung erhalten habe, so schnell wie möglich zu kommen. Er fürchtet sich aber wegen der Wunden seiner Lunge, die er seit drei Jahren mit Ziegenmilch behandle, vor der eiligen Nachreise. Außerdem haben ihm Freunde in Wittenberg gesagt, für ihn als Adjunkten der Wittenberger philosophischen Fakultät sei es unter seiner Würde, an das Göttinger Gymnasium zu gehen. Dieser Brief hat sich mit einem Schreiben von Leibniz gekreuzt, der Baget vom Auftreten eines Konkurrenten benachrichtigt. Am 22. Juli 1695 meldet Baget seine Absicht, mit Beginn der Ferien zu reisen. Er bittet, die Schlichtheit seines Schreibens zu entschuldigen, aber der *Tabellarius* gestatte keinen Aufschub. Vier Tage zuvor hat er noch *pro loco* die Abhandlung *De Columnis Aeneis in templo Salamonis Jachin et Boas* gegen den Hamburger Gerdes verteidigt³¹).

Die vierzig Seiten umfassende Arbeit ist wesentlich philologischer Art. Sie geht auf Architekten des Altertums wie Vitruv zurück, gibt aber auch Übersetzungen der alttestamentlichen Stellen, z. B. eine in jüdisches Deutsch. Schließlich werden Maßbestimmungen versucht.

Baget ist nun doch nicht nach Göttingen gereist. Am 22. September 1695 sendet er einen langen Brief aus Hamburg an Leibniz. Er hat sich nicht entschließen können, nach Göttingen zu kommen, nachdem ihm der Pädagogarch geschrieben hat: *Secundae et tertiae classis discipulos non rationibus sed verbis atque verberibus regendos esse*. Auch an Umzugskosten sollte ihm nicht das bewilligt werden, was er erwartet hatte. Die Göttinger Behörden haben es auch abgelehnt, ihm eine Wohnung zu besorgen; er solle sich selbst eine suchen. Baget ist ganz verzweifelt: ein solches Leben sei nicht allein für seine Gesundheit gefährlich, *sed etiam a genio et ingenio meo diversam*. Was

soll er aber tun? Nach Wittenberg kann er nicht zurückkehren. In Hamburg hatte er gehofft, eine von neuem freigewordene Mathematikerstelle zu bekommen. Er sei auch auf die Vorschlagsliste gesetzt worden, es hätte aber allerhand Quertreibereien gegeben, und schließlich sei der aus Gießen von den Pietisten vertriebene Professor Menzer²²) gewählt worden. Nun hofft Vaget dessen Nachfolger in Gießen zu werden. Leibniz schreibt ihm am 13. Dezember 1695 nach Hamburg, der Göttinger Konkurrent käme nicht mehr in Frage. Zum Jahreswechsel schreibt Vaget wieder an Leibniz. Es ist ein Unglücksjahr für ihn gewesen, zumal er in Hamburg in Geldnot geraten sei. Er fügt dann noch Mitteilungen über den Nachlaß von Jungius bei, wofür Leibniz schon am 3. Januar 1696 dankt. Vaget ist doch dann nach Göttingen gereist. Von dort berichtet er Leibniz am 24. Februar 1696, er habe noch in Hamburg einen Gießener Theologen gesprochen, der ihm Aussicht auf die Menzersche Professur in Gießen gemacht habe. Es sei aber empfehlenswert, ein Urteil eines bedeutenden Mathematikers einzusenden. Vaget hat dem Gießener Theologen erklärt, daß er darum nicht nachsuchen werde; er hoffe aber, Leibniz werde auf eine Rückfrage *candidam dicturum sententiam*. In Göttingen sind schon wieder Schwierigkeiten entstanden wegen des Kantors des Gymnasiums, der Ansprüche stelle, deren Erfüllung dasselbe bedeute, wie wenn der Universitätspedell Lizentiat der Rechte würde. Auf der Reise nach Göttingen hat er Leibniz in Hannover besuchen wollen, ihn aber nicht angetroffen, was Leibniz in seiner Antwort vom 9. März 1696 bedauert. Zu einer Auskunft über ihn ist er gern bereit; es werden aber seine Schriften schon für ihn sprechen. Am gleichen Tage schreibt Vaget in gehobener Stimmung. In der folgenden Woche will er das Amt antreten. Ein Kollege hat ihn schon für den Plan gewonnen, für ein Lehrbuch die Elemente der Algebra zu übernehmen. Er ist inzwischen noch mit der Abhandlung über die Säulen des Salomonischen Tempels beschäftigt. Bald nach Schulanfang, am 26. März 1696, zeigt sich wieder eine verzweifelte Stimmung: *Quod nunc agam pudeo dicere. Nugae effrenium puerorum et inequitas Gottingensium dies perdit plurimos. Solus amor et attentio studiosorum auditorii supremi animum non nihil recreat.*

Leibniz begrüßt in seiner Antwort vom 3. April 1696 den Plan eines Lehrbuchs und empfiehlt dafür Schriften zu berücksichtigen, wie die Arbeiten von Mercator.

Anfang April 1696 scheint Vagets Berufung nach Gießen erfolgt

zu sein. Am 13. April 1696 schreibt Baget, er gedenke am folgenden Montag nach Gießen zu reisen, wenn er bis dahin Geld bekommen hätte. Falls er dort bleibe und seine Ruhe finde, wolle er Leibnizens Rat wegen des Lehrbuchs gern befolgen. Am 9. Mai 1696 schreibt er Leibniz zum erstenmal aus Gießen. Herrn von Dransfeld bittet er einen Gruß zu übermitteln. Im übrigen könne ihm Göttingen gestohlen bleiben³³). Er ist erfreut über die in Gießen vorhandene Sammlung mathematischer Instrumente, die er zu vermehren hofft, wenn erst einmal die kriegerischen Störungen in Deutschland aufhören. Der Landesherr ist sehr besorgt um die Universität; Baget hat ihn allerdings noch nicht gesprochen. Für seine Vorlesungen hätte er gern ein geeignetes arithmetisches Kompendium.

Leibniz beglückwünscht ihn am 5. Juni 1696 zur Berufung nach Gießen. Er zweifelt nicht, daß Baget bei seiner Gelehrsamkeit und seinem Fleiß dort sehr viel leisten werde. Ein Kompendium kann er ihm nicht empfehlen; er selbst möchte ein solches schreiben, in dem Arithmetik und Algebra parallel behandelt werden: *Sunt enim revera eadem scientia, nec differunt, nisi quod Arithmetica agit de numero certo, Algebra de incerto. Unde etiam fit ut Algebra vel Arithmetica sit ipsa mathesis universalis, seu doctrina de quantitate in genere, quia nihil aliud est magnitudo quam multitudo partium. Itaque si quis in manus sumat compendium Arithmeticae veteris et aliud Algebrae novae, et omnia ex opposito transferat a numeris ad literas, seu a numeris certis ad incertos, et vicissim, habebit non contemnendum Arithmeticae compendium ad nostri temporis gustum.*

Ego soleo scientiam de magnitudine, quam quidam vocant Logisticam, concipere instar Logicae mathematicae. Habet enim terminos simplices, enunciationes, consequentias, et methodum. Termini simplices sunt quantitates, rationes sive proportionales numeri, et conflatae ex ipsis formulae a , $2, \frac{1}{2}, \sqrt{z}, \sqrt{a b}, aa - bb$ ³⁴). Enunciationes sunt majoritates, minoritates, aequationes, analogiae seu rationum identitates. Nam dicere cc aequ. $aa - bb$ est enuntiatio, vel dicere $a - b$ est ad c ut c ad $a - b$. Consequentiae vel syllogismi sunt ipsae operationes effectivae, additio, subtractio, multiplicatio, divisio, inventio divisoris communis, extractio radices purae vel affectae, rationum permutatio, inversio, compositio, divisio, sectio etc. Methodus denique ostendit, quomodo oblatus theorematis demonstratio, vel oblatus problematis solutio sit aggredienda. Hanc ideam si a viro docto bene praestitam haberemus,

haud dubie vel Arithmetica vel Mathesis universalis facilis simul et solida daretur.

Die vorstehenden Ausführungen hat schon Feller 1718 aus dem in Hannover vorhandenen Entwurf der Leibnizschen Antwort abdruckt³⁵).

Mit hochgespannten Erwartungen hatte Baget seine Gießener Vorlesungstätigkeit begonnen, wie die schon in meiner früheren Abhandlung erwähnte erste Ankündigung zeigt. Aber bald macht er trübe Erfahrungen. Am 4. Juli 1696 entwirft er einen Brief voller Klagen an Leibniz: *Dolendum est, nullos in academiis reperiri, qui mathesin propter mathesin scire cupiunt sed quotidiana tantum et praxim Mechanicam appetunt parum pensi habentes. Ne unum quidem reliquit antecessor meus discipulum, qui ultra quatuor species in arithmetica sapiat ac cui nobilitas geometriae vulgaris nedum altioris innotuerit. Dummodo more opificum memoriae rem omnem mandare potuisset! Ita sane nondum video eruditos Mathematicos ex meis recitationibus egressos esse.*

Baget hat also eine mathematisch verwahrloste Hörerschaft angetroffen, ähnlich wie sie 170 Jahre später Clebsch in Gießen nach Brill's Urteil vorfand. Der Brief ist in Hannover nicht vorhanden; vielleicht hat ihn Baget gar nicht abgeschickt. Erst unter dem 21. November 1696 findet sich in Hannover ein Brief mit ähnlichen Klagen: *Dici vix potest, quantam barbariem experiamur in Academiis, ubi rarissime usu venit, ut sine taedio auscultet studiosus, si facillima oboriatur demonstratio. Vix ausim compluribus nobilibus demonstrare omnes trianguli angulos esse duobus rectis aequales; contentus esse cogor si memoria teneant propositionem ipsam.* Natürlich sind es nicht axiomatische Bedenken, die es ihn kaum wagen lassen, den Satz von der Winkelsumme im Dreieck zu beweisen. Für die Theologen liest er eine biblische Mathematik, ein Gebiet, das sich ja mit seiner Arbeit über die Säulen des Salomonischen Tempels berührt. Wie er Leibniz in dem gleichen Brief weiter schreibt, richtet er die Vorlesungen so ein, daß er jeweils die erforderlichen mathematischen Entwicklungen gibt, von der Hoffnung geleitet, *rudis Tyronum animi* möchten sie aufnehmen. Hinderlich ist ihm aber immer wieder der Mangel eines Compendiums. In Gießen gibt es keinen gelehrten Buchhändler, der ihm eins verschaffen könnte, und auch aus Frankfurt kann er keins bekommen, das ihm paßt. Den Gedanken von Leibniz, Arithmetik und Algebra parallel zu behandeln, hält er für sehr gut.

Er kommt aber selbst vorderhand in Gießen nicht dazu, ein solches Buch auszuarbeiten, vielleicht wäre Knorr geeignet, der schon ähnliche Gedanken geäußert habe, aber zu einer Abfassung nicht recht zu bringen sei. Leibniz antwortet wieder umgehend am 24. November 1696. Am Plan eines Kompendiums zum Nutzen der Studierenden hält er fest. Die biblische Mathematik sei gewiß etwas Nützliches.

Jetzt vergeht mehr als ein Jahr, bis wieder Briefe gewechselt werden. Am 21. Dezember 1697 schreibt Baget vom Plan eines literarischen Unternehmens. In Gießen ist ein Dr. Meurer aus Stuttgart erschienen, um auch Baget zur Mitarbeit an einer gelehrten Zeitschrift zu gewinnen, die in Frankfurt erscheinen soll: *Ephemerides Eruditorum*. Baget, für den Plan begeistert, hat sich gleich bereit erklärt, „elegantere“ mathematische Bücher zu besprechen; er hat Meurer auch die Aussicht auf Leibnizens Mitarbeit eröffnet. Die neue Zeitschrift soll den in Leipzig erscheinenden *Acta Eruditorum* keinen Abbruch tun: Frankfurt habe mehr Beziehungen zum Westen Europas, Leipzig zu andern Ländern. In seiner Antwort vom 30. Dezember 1697 äußert Leibniz Bedenken und bittet um nähere Angaben über den ihm nicht genügend bekannten Dr. Meurer. Baget gibt in seiner Antwort vom 4. Januar 1698 zu, ähnliche Bedenken gehegt zu haben. Er denkt an eine Art Arbeitsgemeinschaft zwischen Leipzig und Frankfurt, fürchtet freilich dabei Eifersüchteleien. Er gibt dann die gewünschte nähere Auskunft. Leibniz zeigt sich in seiner Antwort vom 24. März 1698 weiter für den Plan der neuen Zeitschrift interessiert. Die *conjunctio laboris* kann nützlich sein; allerdings bietet die große Entfernung zwischen Leipzig und Frankfurt Schwierigkeiten. Er empfiehlt vor allen Dingen für die neue Zeitschrift Selbstanzeigen, wie er sie schon lange gewünscht hat. Für Dr. Meurer muß er einen Brief beigelegt haben. Er meldet nämlich am 22. Mai Baget, daß er von Meurer eine Antwort erhalten habe; Meurer wolle nach Holland reisen, habe aber nicht angegeben, wie ihn weitere Post erreichen könne. Meurer sei gewiß ein sehr gelehrter Mann. Leibniz möchte wissen, ob er jetzt in Gießen seinen Wohnsitz habe und dort Professor sei. Im übrigen meldet dieser letzte vorhandene Brief Leibnizens an Baget, daß er kürzlich von dem berühmten Guilielmini eine italienisch geschriebene Abhandlung über Wasserbauanlagen erhalten habe, die ihm sehr nützlich zu sein scheint. Baget bestätigt am 18. Juni die Abreise Meurers, der seine Bücher bei Bagets Schwiegervater, dem Theologen Majus, hinterlegt hat; eine Anschrift habe er aber nicht hinterlassen. Baget

gibt dann noch eine ausführliche Charakteristik Meurers, bei der ein Nebensatz für Baget sehr kennzeichnend ist. Er erzählt von den vielseitigen Studien Meurers in seiner württembergischen Heimat: *Ex superioribus, quam vocant, Facultatibus Theologiam jam diu tractavit*. Indem hier Baget von den sogenannten oberen Fakultäten spricht, erkennen wir in ihm den sich seines Wertes bewußten Professor der Mathematik, der für die Gleichberechtigung der sogenannten unteren Fakultät kämpft. Meurer steht nach Bagets Angaben mit mehreren berühmten Männern in Deutschland, Belgien und Frankreich in Briefverkehr. Er reist viel, ohne sein Geld zu sparen. In seine Heimat wird er vermutlich nicht zurückkehren, *cur pietas ibi terrarum plane sit exosa*. In Gießen hat er sich über ein Semester aufgehalten, eifrig mit Studien auf den verschiedensten Gebieten beschäftigt. Aber wiederholt hat Baget religiöse Skrupel bei ihm beobachtet und einen Ekel vor der Welt.

Aus der geplanten Zeitschrift scheint nichts geworden zu sein. In Frankfurt ist jedenfalls nichts davon bekannt. Meurer hat Gießen wohl auch nicht mehr besucht; er ist schließlich nach England übersiedelt, wo er als Arzt gestorben ist³⁶).

Leibniz hat offenbar noch einmal versucht, durch Baget Meurer brieflich zu erreichen; Baget schreibt nämlich in seinem letzten vorhandenen Brief vom 27. August 1698, er wolle bei Gelegenheit seinem Schwager, Dr. Klog in Wezlar, Leibnizens für Meurer bestimmten Brief zustellen, der sich der Sache annehmen werde. Die Abhandlung über die Mikroskope wollte Meurer durch einen Buchhändler nach Hannover besorgen lassen. Baget wundert sich, daß sie nicht angekommen ist. Sie scheint in der Tat auch nicht in den Besitz von Leibniz gelangt zu sein. Im übrigen erzählt dieser letzte Brief von literarischen Unternehmungen einiger Gießener Gelehrten, z. B. über eine Geschichte des Hessen-Darmstädter Hauses. Von mathematischen Dingen ist nicht darin die Rede.

Die Arbeit *De microscopiis vitro carentibus* ist übrigens eine Dissertation zur Erlangung des Titels und der Privilegien des philosophischen Doktors, die im Januar 1698 Bagets Schüler Johannes Nikolaus Münch aus Beinheim an der Wetter verteidigt hat. Sie ist ersichtlich, wie ich schon in der früheren Abhandlung vermutet hatte, aus Bagets Vorlesung über Optik erwachsen. Nach einer langen, durch ein Zitat aus Pindar eingeleiteten Widmung behandelt sie auf sieben Quartseiten in großer Breite die allereinfachsten optischen Dinge, darunter auch die Bilder, die durch einen Spalt ohne Linse entstehen. Baget

selbst hält, wie seine mitabgedruckte Widmung an den Doktoranden bekundet, die Arbeit für ziemlich dürftig; er erkennt aber den Eifer des Verfassers an: *Quamvis thema, quod pertractasti, levem videri prima fronte possit, publico tamen restatur faciam tuum mihi perplacere ardorem ad studia mathematica juxta cum aliis paucis pro viridi promovendis.* Die angefügten Leitsätze lassen deutlich Bagets Einfluß erkennen: *Ita studendum est mathesi ut desiderium aeternitatis alat, neque decet studiosum ut de solo pane lucrando magis quam de intellectu instituendo sit sollicitus* *Multa in numeris latere mysteria vere asseruerunt Pythagorici; nec in avia agunt Christiani, qui in timore Dei isthaec perscrutantur.* Eine andere These bezieht sich unverkennbar auf Bagets Arbeit über die Säulen des Salomonischen Tempels: „Es ist ein Vorurteil, die ganze griechische und neuzeitliche Architektur aus diesem Tempelbau abzuleiten.“ Es folgen dann noch neun Sätze aus den verschiedensten Gebieten, *ne quid fiat in fraudem legum academicarum.* Eine heißt z. B.: *Periculosum est dicere quod Polygamia non contrarietur juri naturae.* Ein lateinisches Gedicht eines Johann Valentin Manger, *Phil. Cult.*, beschließt die Dissertation, die sicher nicht als Bagets Arbeit gelten kann, wenn er auch als Vorsitzender genannt wird.

Der vorhandene Briefwechsel zwischen Leibniz und Baget bricht 1698 ab. Vielleicht trat bei Baget schon bald die offenbar vorhandene Tuberkulose stärker auf, der er schon am 22. Juni 1700 erlag.

Am 26. September 1701 schreibt Leibniz an den schon genannten französischen Mathematiker de l'Hospital über seine *Analysis situs*³⁷): *Il faut que je m'attache un jour à en commencer des Elemens.* Un très habile homme de mes amis, Geometre insigne d'ailleurs, y estoit entré, mais sa mort nous à privé de ce qu'il auroit pu faire. Hat Leibniz hier Baget gemeint? Aus dem vorhandenen Briefwechsel läßt sich nichts schließen. Aber zwei Tatsachen lassen die Frage vielleicht als nicht ganz unberechtigt erscheinen: zwischen Bagets Tod und dieser Leibnizschen Bemerkung ist wenig mehr als ein Jahr vergangen. Noch schwerer wiegt, daß der Konrektor des Wolfenbüttler Gymnasiums Overbeck, von dem sich im Leibnizschen Nachlaß eine kurze Ausarbeitung über die *Analysis situs* befindet³⁸), im Jahre 1701 noch lebte³⁹).

Aber gleichviel, jedenfalls läßt der erhaltene Briefwechsel Augustin Baget als einen sehr befähigten wirklichen Mathematiker erkennen, der bei einem längeren Leben wohl in manchen mathematischen Fragen

ein tüchtiger Mitarbeiter für Leibniz geworden wäre. Wenn der ausgesprochene Stimmungsmensch Baget seine Welt der idealen Gelehrsamkeit oft mit der rauhen Wirklichkeit so zusammenstoßen sah, daß er die Schwierigkeit kaum meistern konnte, so erklärt sich das wohl auch aus seinem schwachen Gesundheitszustand und den schweren Schicksalsschlägen seiner Kindheit und Jugend.

Wie in der früheren Abhandlung S. 59f. erwähnt, hatte der Landgraf die von der Fakultät nach Bagets Tod vorgeschlagenen drei „Subjekte“ abgelehnt und dafür auf zwei andere aufmerksam gemacht: einen um die Kalenderreform verdienten Mathematiker König am Gymnasium in Regensburg und einen ihm dem Namen nach unbekanntem Straßburger Doktor. Über König ist in Regensburg, wie ich nachträglich vom Bibliothekar des dortigen Gymnasiums erfahren habe, nichts bekannt. Der vom Landgrafen gemeinte Straßburger Doktor ist sicher der auch von der Fakultät nachher vorgeschlagene Eisenschmid, der als Archäolog, Mediziner und Mathematiker berühmt war. Geboren am 15. September 1656 in Straßburg, war er 1676 dort Doktor der Philosophie geworden. Er hatte auch Medizin studiert; als er aber durch einen Unfall an der Ausübung der Praxis gehindert wurde, legte er sich ganz auf Mathematik und Astronomie. Es gibt unter anderm von ihm eine Schrift über die Abplattung der Erde. Er ist am 4. Dezember 1712 gestorben⁴⁰).

Johann Georg Liebknecht.

Wie in meiner früheren Abhandlung erwähnt, ist aus den Gießener Akten ersichtlich, daß Liebknecht unter andern von dem „zur Zeit berühmtesten Mathematiker Deutschlands Hamberger in Jena“ empfohlen wird. In der Tat befindet sich in Hannover ein Brief Hambergers über Liebknecht. Der Brief scheint aber nicht ausdrücklich an Leibniz gerichtet zu sein, sondern ist allgemein ein Empfehlungsschreiben Hambergers an den wohlwollenden Leser. Er ist kalligraphisch geschrieben und trägt am Schluß Hambergers Siegel, aber nicht seine Unterschrift. Persönlich haben sich wohl Leibniz und Hamberger nicht gekannt. Leibniz hat aber, wie wir gehört haben, durch Baget von ihm erfahren. Hambergers Empfehlungsschreiben enthält in der Einleitung allgemeine Bemerkungen über das geringe mathematische Interesse in Deutschland im Gegensatz zu England, Frankreich und Holland trotz der wachsenden Bedeutung, die die Mathematik für das Leben und die Wissenschaft gewinnt. Das Schreiben sei daher wörtlich hier mitgeteilt:

Georgius Albertus Hambergerus

P. P.

L. B. S.

Quo latius se per omne studiorum ac vitae genus diffundit Mathematicum usus; eo magis mirandum an dolendum in Germania, prima eorum post renatas litteras sede, paucos reperiri, qui ad exemplum Anglorum, Batauorum, Gallorum, quos in aliis rebus, vanis saepe, ne dicam vitiis, tam cupide imitamur, in his scientiis ultra elementa progrediuntur: tantoque magis digni sunt quorum conatus boni omnes pro viridi provehant; si qui, egregio publico se paraturi, in Mathesi ad altiora contendunt. Horum incensum utique referendus vir clarissimus, M. Joh. Georgius Liebknecht Vasunga Hennebergicus. Hic cum in principio vitae academicae his deliciis caperetur, nullam proficiendi occasionem praetermisit. Hacque de causa comitem indefessum ac individuum eum sum expertus, sive Mathesin traderem universam in compendio, sive ingenia selectiora ad Algebrae, Geometriae, Astronomiae etc. recessus intimiores manu ducerem. Quantum hinc profecerit loquuntur doctissimae eius dissertationes Mathematicae elegantioris argumenti, quae dudum publicam aspexere lucem, et in cathedra publica cum applausu ab ipso sunt defensae. Nec minus multoties scholas aperuit Mathematicas, in quibus nunc elementa totius Matheseos, nunc unam alteramve eius partem eruditissimis illustravit discursibus. Novum autem calcar industria eius adderetur, si spes affulgeret⁴¹⁾ muneris publici, in quo ingenii vires periclitari queat. Qua de causa, ipsum Doctis et bonis omnibus de meliori nota commendo. Efficiet utique, ut Patroni intelligant neque in indignum neque in ingratum beneficium esse collatum. Hisce Te L. B. valere iubeo atque nostro M. Liebknechtio faveas rogo. Datum Jenae d. 11. octobris 1706.

L. S.

Der Briefwechsel zwischen Leibniz und Liebknecht ist auch in lateinischer Sprache geführt. Es sind in Hannover vier Briefe Liebknechts vorhanden, außerdem der Entwurf einer Antwort von Leibniz. Lieb-
knecht schreibt recht deutlich auf Foliobogen. Am 16. Dezember 1710 eröffnet er den vorliegenden Briefwechsel. Anrede und Einleitung bekunden eine große Verehrung für Leibniz. Er berichtet u. a. von Bohrungen, die Graf Solms-Laubach hat ausführen lassen; Lieb-

necht hat die Funde chemisch untersucht. Leibnizens Dank vom 30. Januar 1711 ist in der schon in meiner früheren Abhandlung erwähnten Kortholtischen Sammlung Leibnizscher Briefe gedruckt; ein Entwurf ist nicht vorhanden. Im Lauf des Jahres 1711 scheint Liebknecht wieder an Leibniz geschrieben zu haben, wie sich aus der ebenfalls an der angegebenen Stelle gedruckten Antwort Leibnizens vom 9. Dezember 1711 ergibt. Leibniz will gern Arbeiten Liebknechts in die Schriften der Berliner Akademie aufnehmen. Am 22. April 1714 berichtet Liebknecht über Versteinerungen; außerdem ist in dem zwei Seiten langen Brief auch von dem unerquicklichen Prioritätsstreit um die Erfindung der Differentialrechnung die Rede: Quosnam in societate anglica contra tuum, perillustris vir, calculum differentialem ita ex mente tuum unice voco, parturiunt montes, ut cum Horatio loquar, nondum peritius videre nec ridere et hoc quidem cum Ch. Wolffio Halensi Professore.

Mit einem undatierten langen Brief, vielleicht vom August 1716, gibt Liebknecht ausführlich den Gedankengang einer auf fünf Kapitel berechneten Abhandlung über die Theorie der Planeten an. Liebknecht hat als Helfer einen Studenten gefunden, der in Astronomie nicht ganz unbewandert war und eine astronomische Arbeit liefern wollte. Dieser hat, wie Liebknecht schreibt, *meo suasu et cura non exigua* eine Abhandlung ausgearbeitet, ist aber infolge seiner Armut verhindert gewesen, damit zu promovieren. Liebknecht hat keinen Buchhändler gefunden, der sie drucken wollte, und darum will er die Arbeit an Leibniz zur Aufnahme in die Schriften der Berliner Akademie schicken. In seiner im Entwurf vorhandenen Antwort vom 9. Sept. 1716 schreibt Leibniz: Propositiones tuae circa motus planetarum videntur habere aliquid profundi; noscere velim an ex Newtonibus hypothesis unica deduxeris an alia adhibueris fundamenta.

In dem gleichen Briefe, den Leibniz übrigens am 20. August 1716 schon begonnen und dann mit dem späteren Zusatz versehen hat, findet sich auch die schon in der Abhandlung erwähnte Bemerkung über die Aufnahme Liebknechts in die Berliner Akademie: Tua in societatem regiam receptio mihi curae est. Vellem omnes recepti aequae dignis publico speciminibus innotuissent. Auf diesen Brief hat Liebknecht am 27. September 1716 mit einem vier Seiten langen Schreiben gedankt. Er schickt gedruckte Bogen über Nordlichtbeobachtungen und bedauert, nicht schon früher Guericke, auf den ihn Leibniz aufmerksam gemacht hat, berücksichtigt zu haben. Nachdem er dann noch von einer

Abhandlung über hessische Münzen und über eine niedersächsische Chronik gesprochen, kommt er kurz auf seine Planetentheorie zu reden. Vermutlich veranlaßt durch Leibnizens Frage erklärt er, leider keine Zeit gehabt zu haben, darüber erneut nachzudenken. Im vorhergehenden Jahre hatte er Hoffnung, durch einen Studenten die Sache bearbeiten zu lassen. Dieser, ein Theologe von hohen Semestern, hatte sich erst brieflich und dann persönlich an Liebknecht gewandt mit der Bitte um Hilfe bei Bewerbungen um ein Amt. Da er angeblich auch sogenannte theoretische Astronomie getrieben, wurde ihm von Liebknecht der Rat gegeben, unter seiner Leitung eine Arbeit aus diesem Gebiet anzufertigen, mit der er Patrone gewinnen könne. Es stellte sich aber heraus, daß ihm jede mathematische Bildung fehlte. Leider gibt es, sagt Liebknecht, solche Menschen, die glauben, trotzdem etwas auf dem Gebiete der Astronomie leisten zu können. „Bei dem Menschen war alles konfus“, und so ist nichts aus der Hilfe geworden.

Wenn man diese Kennzeichnung des mathematisch gänzlich ungebildeten Theologen liest, der über Astronomie schreiben will, könnte man an manche ähnlich konfuse Existenzen auch aus der allerneuesten Zeit denken, die sich anmaßen, über mathematische oder astronomische Fragen zu schreiben, ohne wirklich etwas davon zu verstehen, denen aber für ihren Unsinn die Spalten einer Tageszeitung oder einer Zeitschrift offen stehen⁴²).

Durch den im vorhergehenden Brief erwähnten Studenten hat dann Liebknecht offenbar die Arbeit abschreiben lassen, die er nun an Leibniz mitschickt und die sich bei den Briefen in Hannover befindet. Es ist die Arbeit, die Liebknecht nach Kortholts Angabe für verschollen hielt. Die in der Abhandlung ausgesprochene Vermutung, daß sie sich im Leibnizschen Nachlaß befindet, hat sich also bestätigt⁴³). Sie führt den Titel: *De rationibus motuum secundanorum quatenus diversis competunt primariis deque rebus aliis ad astronomiae augmentum spectantibus*.

Ohne die 55 Quartseiten dieser Liebknechtschen Abhandlung vollständig durchgelesen zu haben, glaube ich doch aussprechen zu können, daß ihr durch Leibnizens Tod verursachtes Verschwinden in dessen Papieren kein Verlust für die Wissenschaft war. Ausgehend vom Keplerschen Gesetz, nach dem die Quadrate der Umlaufzeiten der Planeten sich wie die Kuben der mittleren Entfernung verhalten, glaubt Liebknecht auf ziemlich primitive Art auch Folgerungen über die Monde ziehen zu können. Er kommt dann weiter zu Angaben über die Größe

der Planeten, die gemessen auch am damaligen Stand der Wissenschaft nicht stimmen⁴⁴).

Liebnechts mathematische Bildung war doch wohl nicht tief genug, um erfolgreich auf solchem Gebiete mitzuarbeiten. Das zeigen auch einige bedenkliche Stellen in den (in meiner früheren Abhandlung schon erwähnten) *Grundsätzen der mathematischen Wissenschaften*, die ich nachträglich aus der Göttinger Bibliothek erhalten habe. Das mit einem Bilde Liebnechts geschmückte Buch geht in der reinen Mathematik nicht wesentlich über das heutige Sekundanergebiet hinaus. In einer Anmerkung Seite 174 bringt es aber wenigstens die bekannte Leibnizsche Reihe für $\frac{\pi}{4}$. Anzuerkennen ist auch, daß Liebnecht die von Archimedes gefundenen Grenzen für π richtig angibt, nicht nur den oberen Wert $\frac{22}{7}$, wie das auch in der neuesten Zeit leider noch vorkommt.

Wenn auch der vorhandene Briefwechsel es nicht zuläßt, über Liebnechts Persönlichkeit ein Urteil abzugeben wie über Nißsch und Baget, so möchte ich doch annehmen, daß Liebnecht wohl mehr Theolog als Mathematiker war trotz seiner zahlreichen mathematischen Veröffentlichungen, die in Poggendorffs biographisch-literarischem Handwörterbuch der exakten Wissenschaften Bd. 1 aufgezählt sind⁴⁵). Liebnecht unterscheidet sich dadurch sehr von Baget wie auch von seinem unglücklichen Nachfolger Gersten.

Von Gersten habe ich nachträglich im Hessischen Landesarchiv einen längeren Brief an den Landgrafen über astronomische Fragen gefunden. Dagegen ist das in meiner früheren Abhandlung erwähnte Manuskript eines Lehrbuchs der Perspektive, das bei Gerstens Verhaftung in Frankfurt beschlagnahmt wurde, bis jetzt im Darmstädter Archiv nicht aufzufinden gewesen.

Anmerkungen.

1. Nachrichten der Gießener Hochschulgesellschaft Bd. 10, Heft 2 (1935) S. 47—75. Angeführt mit „Abhandlung“.

2. Abhandlung S. 59 und 62f.

3. Eduard Bodemann, Der Briefwechsel des Gottfried Wilhelm Leibniz in der Königl. Öffentl. Bibliothek zu Hannover. Hannover, Hahn'sche Buchhandlung 1889.

4. Beiträge zur Geistesgeschichte Niedersachsens III: Joh. u. Aug. Bagetius, zwei Verdener Gelehrte aus Leibnizens Bekanntenkreis. Stader Archiv, Neue Folge. Heft 11 (1921) S. 16—28.

5. Bei Bodemann und offenbar nach ihm in der Akademieausgabe (Anm. 6) Nitsche. Die Gießener Festschrift schreibt aber Nitsch.

6. Gottfried Wilhelm Leibniz. Sämtliche Schriften und Briefe, hgg. von der Preuß. Akademie der Wissenschaften. Reihe II: Philosophischer Briefwechsel. Band 1. Darmstadt 1926.

7. A. a. O. (Anm. 6) S. 10.

8. Johann Christoph Sturm (1635—1703) war Professor der Mathematik und Physik in Altdorf. Er hat die Sandrechnung des Archimedes deutsch herausgegeben.

9. A. a. O. (Anm. 6) S. 169.

10. A. a. O. (Anm. 6) S. 77.

11. Im Personenverzeichnis der Akademieausgabe (Anm. 6) hätte Nitsch nicht nur als Professor der Mathematik, sondern auch als Professor der Rechte und Vizekanzler bezeichnet werden sollen.

12. Leipzig A.-B. Ms. 2627. Vgl. auch Paul Ritter, Neue Leibnizfunde: Abhandlungen der Preuß. Akademie der Wissenschaften 1904, Abt. IV S. 45f. Für eine Abschrift der Mitgliederliste der *Societas Conferentium* bin ich Herrn Oberstudienrat Hallier in Leipzig zu Dank verpflichtet.

13. Vgl. Jacob F. Lamprecht, Leben des Freiherrn Gottfried Wilhelm von Leibniz an das Licht gestellt. Berlin 1740.

14. Bei Lamprecht S. 6 heißt es: Johann Kühn, welcher die Mathematik insoweit wohl verstand, als es nötig war, sie seinen Zuhörern beizubringen, lehrte diesen Teil der Wissenschaft. Dieser Mann aber trug seine Sätze so dunkel vor, daß ihn Leibniz nur mit Mühe begriff, die andern Lehrlinge aber ihn gar nicht verstanden hätten, wenn nicht Leibniz durch sein eifriges Nachforschen ihnen zu Hülfe gekommen wäre.

15. Das Personenverzeichnis der Akademieausgabe gibt leider nur das Todesjahr an, ebenso wie bei Ruhnius (Kühn) (nach Jöcher Rhun) und dem in Anmerkung 8 genannten Sturm.

16. Auch Schilter war Mitglied der *Societas Conferentium*. Daß er Professor der Rechte in Leipzig war, ist aus Jöcher entnommen.

17. Im Brief vom 18. Dezember 1670. A. a. O. (Anm. 6) S. 72. Tobias Beutel war kursächsischer Sekretär, Mathematiker und Kammkammerer in Dresden. Er ist in hohem Alter vor Ende des 17. Jh. gestorben (Jöcher). Wieleitner führt in seiner Geschichte der Mathematik II. 2 (Sammlung Schubert. Leipzig 1911) S. 15 von Beutel an: Chursächsischer Cedernwald, eine Arithmetik oder sehr nützliche Rechenkunst (7. Aufl. 1693).

18. Im Personenverzeichnis der Akademieausgabe ist der Vater Johann Bagetius mit Bagt verdeutscht, während die Gießener Festschrift den Mathematiker Baget nennt.

19. Hessische Landesbibliothek, Handschrift 206.

20. In dem genannten Band der Akademieausgabe (Anm. 6) befinden sich drei Briefe von Johann Baget an Leibniz und zwei Entwürfe der Antworten von Leibniz aus den Jahren 1678 und 79. Die Mathematiker unter den Lesern dieser Abhandlung seien auf den Schluß des Leibnizschen Briefes vom 16. Februar 1679 (a. a. O. S. 491) besonders aufmerksam gemacht; Leibniz spricht

dort von dem Wert der geometrischen Anschauung, aber auch von der Notwendigkeit eines strengen Beweises.

21. Bullialdus (*Boulliau*) wird auch von Nitsch in seinem Brief an Leibniz vom 16. Dezember 1670 erwähnt.

22. Joh. Baget hatte sich bei dem Versuch, aus einem brennenden Hause, nachdem er die drei zu seinem Haushalt gehörenden kleinen Kinder seiner Schwester gerettet hatte, auch noch möglichst viel von dem schriftlichen Nachlaß des Jungius zu retten, schwere Brandwunden zugezogen, an deren Folgen er am 12. Juni 1691 in den Armen seines aus Wittenberg herbeigeeilten einzigen Sohnes gestorben ist. Seine Frau war bald nach der Geburt Augustins ein Opfer des Kindbettfiebers geworden. Vgl. Mahnke a. a. O. (Anm. 4).

23. In der Tat schreibt de l'Hospital am 14. 12. 1692 in seinem ersten Brief an Leibniz: *J'ay lü avec admiration ce que vous avez fait mettre dans les Actes de Leipsic, et cet avec justice que vous prétendez étendre l'analyse au dela des bornes que Viéte et Descartes avoient prescrites. En effect l'usage de vostre calcul différentiel est merveilleux pour déterminer tout d'un coup les tangentes, les plus grandes et les moindres quantités, les points d'inflexion, les évólvés de Mr. Hugens, les caustiques de Mr. de Tschirnhaus etc. et cela me paroist achevé.*

Briefwechsel zwischen Leibniz und dem Marquis de l'Hospital (= Leibnizens math. Schriften, hgg. von C. F. Gerhardt, Abt. I. Berlin 1850, Bd. 2) S. 216.

24. Mit Siver hat Leibniz auch Briefe gewechselt. Leibniz, dessen Briefe nicht mehr vorhanden zu sein scheinen, hat den Briefwechsel eröffnet, wie aus dem Anfang von Sivers Brief vom 27. Juli 1677 hervorgeht: *Quod me nomine discipuli Jungiani dignaris, gratum quidem id est; sed, cum virum istum summum de cathedra docentem non audiverim, quod maxime doleo, tantum mihi non arrogo, ut me hoc nomine dignum existimem. Si tamen quis voluerit, me sic dici, eo quod per sesquiannum ferè eius (viri) familiaritate usus sum, quam mors spe et voto citius interruptit, non omnino id renuo. Nonnulla enim brevi isto tempore per colloquia singulis hebdomadibus semel cum ipso habita (cum frequentiora vitae meae conditio, utpote qui extra urbem praeceptoris munere tum fungebar, non admitteret) subinde me didicisse haud diffiteor, quae ut accuratam eius Sciendi methodum mirer et praedicem, jacerent.* — In demselben Brief schreibt Siver auch von dem oben genannten Vogel: *De Fogelio quid dicam? Eheu mortuus est, et cum illo Jungius, nisi quantum in D^{no} Vageto nostro restat.* A. a. O. (Anm. 6) S. 373 und 375. Diese Briefstellen zeigen, welche Verehrung der einstige Gießener Professor der Mathematik Jungius in Hamburg genoß.

Nach Wolfs Handbuch der Astronomie (Zürich 1890) S. 578 hat schon Jungius Beobachtungen über Sonnenflecken angestellt. Es ist daher auffallend, daß ihn Baget nicht nennt. Andererseits erwähnt das Handbuch auch Siver und Baget nicht.

Zur Ergänzung sei auch ein Urteil von Leibniz über Jungius mitgeteilt aus einem Brief an den Mathematiker und Prinzenlehrer v. Bodenhäusen vom 26. Oktober 1690: „*Joachimus Jungius, so einer der besten Analyticorum und philosophorum nostri seculi gewesen und noch ante Cartesium viele herrliche Gedanken gehabt . . .*“ Abgedruckt in den *Oeuvres Complètes de Christian Huygens*, Bd. 10 (Haag 1905) S. 158.

25. Am 17. Sept. 1693 hatte Huygens an Leibniz geschrieben: „*J'ay fait quelque progrès dans les subtilites geometriques et dans vostre excellent calcul differentiel, dont je goute de plus en plus l'utilité. J'admire de plus en plus la beauté de la geometrie dans ces nouveaux progrès qu'on y fait tous les jours, où vous avez si grande part, Monsieur, quand ce ne seroit que par vostre merveilleux calcul*“. N. a. D. (Anm. 23 S. 161 und Anm. 24 S. 510/11). Damit wird eine Vermutung bestätigt, die in Anm. 20 S. 511 des genannten Bandes der Huygensschen Werke ausgesprochen ist: in der Gerhardt'schen Ausgabe des Briefwechsels ist der mit „*J'admire*“ beginnende Satz gesperrt gedruckt, ein Zeichen, daß er in der Vorlage unterstrichen war. In jener Anm. heißt es: „*C'est très probablement Leibniz, qui a voulu marquer cette phrase*“. Leibniz war offenbar über die Äußerung von Huygens um so mehr erfreut, als dieser, mit dem er seit 1674 in Briefwechsel stand, die Differentialrechnung bisher abgelehnt hatte. Unter dem Eindruck des günstigen Urteils von Huygens entstand zehn Tage später die Bemerkung in Leibnizens Brief an Baget vom 27. Sept. 1693. — Ich benutze die Gelegenheit, auf die wundervolle Ausgabe der Werke von Huygens, die von der Niederländischen Akademie besorgt wird, besonders hinzuweisen. Anmerkungen, Sach- und Personenverzeichnis sind mustergültig. Ein kleines Versehen sei hier berichtigt: der Wittenberger Mathematiker heißt Knorr, nicht Knorre, wie a. a. D. 601 auf Grund des Titels einer Wittenberger *Dissertatio dioptrica de refractione* angegeben wird, die Leibniz am 26. April 1694 Huygens geschickt hatte. Die Form Knorre dort ist Ablativ. Leibniz und Jöcher schreiben Knorr. Wenn in Anm. 10 auf S. 601 Knorr als véritable auteur der Arbeit über die Refraktion genannt wird, so möchte ich noch einmal für Bagets Dissertation *De methodo exhaustionis* die Selbständigkeit des Verfassers betonen; Knorr ist hier lediglich Vorsitzender. Von ihm werden bei Jöcher noch andere Arbeiten genannt, was zur Ergänzung der in jener Anmerkung gebotenen Nachweise erwähnt sei.

26. Für Nicht-Mathematiker sei bemerkt: die Summe der rationalen Zahlen $1 + \frac{1}{2} + \frac{1}{4} + \frac{1}{8} + \frac{1}{16} + \dots$ hat den rationalen Wert 2. Dagegen hat die Summe der ebenfalls rationalen Zahlen $1 - \frac{1}{3} + \frac{1}{5} - \frac{1}{7} + \frac{1}{9} \dots$ den nicht-rationalen Wert $\frac{\pi}{4}$, wie Leibniz gefunden hat.

27. Damals gab es noch keine Staatsprüfung für das höhere Lehramt. Die erste solche Prüfung ist in Deutschland durch die Preuß. Verordnung vom 12. Juli 1810 eingerichtet worden, „um dem Eindringen untüchtiger Subjekte Einhalt zu tun“: Wilh. Lorey, Staatsprüfung und praktische Ausbildung der Mathematiker in Preußen und einigen norddeutschen Staaten (= Abhandl. über den math. Unterricht in Deutschland veranlaßt durch die Intern. Unterrichts-Kommission, ZMJK I 3), Leipzig 1911 S. 2. Für Hessen wurde die entsprechende Prüfung erst 1843 eingerichtet. Hierüber wird eine im nächsten Heft der „Nachrichten der Gießener Hochschulgesellschaft“ folgende Abhandlung Näheres bringen.

28. Es seien auch einige der mathematischen Leitfäden angeführt: „*Unica circini apertura eodem ductu describi possunt plures circuli diversae magnitudinis et unica circini divaricatione eodem ductu describi possunt figurae non circulares*.“

— *Non omne triangulum habet tria latera, sed potest etiam quatuor habere, immo plura. — Potest domus, cujus ambitus est 48 ulnarum, dupla esse alterius, cujus ambitus est 100 ulnarum*“. — Für Studenten der Mathematik ist es eine gute Übung, zu erwägen, was Baget namentlich bei den beiden ersten Leitsätzen gedacht hat.

29. Bei Siegmund Günther, der in Kap. 4 seiner Vermischten Untersuchungen zur Gesch. d. math. Wissenschaften (Leipzig 1876) über Loubères Buch berichtet, wird Amsterdam als Verlagsort genannt. W. Ahrens, der in seinen Mathematischen Unterhaltungen und Spielen (Leipzig 1901) S. 218ff. einige Fehler Günthers verbessert, nennt Amsterdam und Paris. Auf dem Exemplar der Leibniz-Bibliothek steht nur Paris. Unter dem Titel „Beschreibung des Königreichs Siam“ von Herrn *de la Loubère* ist 1800 in Nürnberg eine deutsche Übersetzung des ersten Teils erschienen. Der nicht genannte Übersetzer wollte, falls die Beschreibung beim Publikum Beifall fände, den zweiten Teil nachfolgen lassen. Das ist offenbar nie geschehen.

30. Der Kurfürst von Brandenburg hatte für sein Land tatsächlich eine solche Verfügung erlassen, eine Folge der damaligen Streitigkeiten innerhalb der evangelischen Kirche.

31. Sie befindet sich in Hannover in dem gleichen Sammelband *Vol. diss. philos. XXXIV*, der die Abhandlung über die magischen Quadrate und über die Sonnenflecken enthält. Ob dieser Band aus dem Besitz von Leibniz stammt, erscheint zweifelhaft, weil eine der Dissertationen (die über die magischen Quadrate) eine Widmung an den Hamburger Geistlichen Friedrich Meyer trägt. 1706 kommt Leibniz in einem Brief an den Kieler Professor der Rechte und der Mathematik Reyher, der über die *Biblia mathesis* handelt, auch auf die Säulen im Salomonischen Tempel zu sprechen. Er macht auf eine Arbeit des franz. Mathematikers *Amicus* aufmerksam, den er gelegentlich auch Baget gegenüber nennt. Dessen Arbeit nennt er dort merkwürdigerweise nicht: *Kortholt, G. G. Leibnitii Epistolae ad diversos* (Leipzig 1734) S. 219.

32. Vgl. meine frühere Abhandlung S. 57. — In dem gleichen Sammelband der *U.-B. Marburg Diss. misc. 129 I B 57 pf.*, der die oben erwähnte Arbeit über die glaslosen Mikroskope enthält, fand ich nachträglich auch eine Gießener math. Dissertation von 1692, also aus Menzers Zeit. Joh. Phil. Listluis aus Michelstadt im Odenwald schreibt zwölf Seiten *De Magistro Matheseos*. Das Titelblatt bietet die Figur des pythagoräischen Sakes. Behandelt werden die Anwendungen beim Feldmessen, im täglichen Leben usw., Aufgaben, die heute jeder Tertianer lösen kann. Einer der beigefügten Leitsätze behauptet, es müsse Ottenwald, nicht Odenwald, heißen (nach einem Grafen Otto). Das Titelblatt nennt Menzer als Vorsitzenden und Promotor.

33. *Sed res suas sibi habeant Gottingenses.*

34. Die Zeichen sind in Leibnizens Entwurf wie in der Urschrift des Briefs nicht sicher zu lesen.

35. Joach. Friedr. Fellerus, *Otium Hannoveranum sive Miscellanea ex ore et scheda illustris viri G.G. Leibnitii* (Leipzig 1718) S. 59f. Dort ist der erste Absatz des Briefs, der den Glückwunsch an Baget enthält, weggelassen; er fehlt auch in dem in Hannover bewahrten Entwurf.

36. Jöcher 3, 490.
37. U. a. D. (Anm. 23) S. 342.
38. Leibnizens Math. Schriften hgg. von C. J. Gerhardt II 1 (Halle 1858) S. 139.
39. Adolf Theod. Overbeck, 1700—1717 Konrektor am Gymnasium in Wolfenbüttel, ist 1719 als Rektor in Zellerfeld gestorben (frl. Mitteilung des Herrn Oberstudiendirektors Lampe in Wolfenbüttel).
40. *Dict. de biographie des hommes célèbres de l'Alsace* 1 (1909) 431 und Jöcher 1, 856. Auf den Straßburger Eisenschmid hat mich Prof. Paul Epstein in Frankfurt a. M. (früher in Straßburg) aufmerksam gemacht, auf das *Dict. Dr. Hallier*, Bibliothekar des Els.-Lothr.-Inst. an der Univ. Frankfurt.
41. In der Handschrift steht *avulgeret*. Die Berichtigung danke ich, wie manche Hilfe bei Entzifferung und Übersetzung der Leibnizbriefe, Herrn Dr. Compernaß.
42. Zum Beispiel über die Quadratur des Kreises, den großen Fermatschen Satz oder über Kopernikus.
43. Abhandl. S. 65.
44. Es sollen sich beispielsweise die Durchmesser der Planeten zu dem der Sonne verhalten: Saturn wie 1:9,731, Jupiter wie 1:9,301, Mars wie 1:160,1, Erde wie 1:132,5, Venus wie 1:94,4, Merkur wie 1:224,9. Tatsächlich verhält sich die Erde zur Sonne wie 1:109,05.
45. Max Jähns, Geschichte der Kriegswissenschaften (1890) S. 1615 nennt noch Liebknecht: Grundsätze der Artillerie, Frankfurt a. M. 1726. Der Mathematiker hatte damals in Gießen auch die Wehrwissenschaft mit zu vertreten.

Die Gießener Hochschulgesellschaft dient der Pflege der Beziehungen zwischen Wissenschaft u. praktischem Leben. Sie will wissenschaftliche Bildung verbreiten und die Universität Gießen fördern. Die Mitgliedschaft (jährlich 10 Mark für ordentliche, 5 Mark für außerordentliche Mitglieder) wird durch Meldung bei der Commerz- und Privatbank in Gießen, Johannesstraße 17, erworben. Die „Nachrichten der Gießener Hochschulgesellschaft“ leitet Professor Dr. Alfred Göhe, Gießen, Ludwigstraße 45